

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

V. Jahrg.

Düsseldorf, Januar 1926

Heft 10

Das Problem der technischen Arbeitsschulung

Von Dr. Paul Osthold, Gelsenkirchen

Am 6. Oktober wurde in Düsseldorf durch einen Kreis von Industriellen unter dem Vorsitz des Generaldirektors Dr. Bögler das Deutsche Institut für technische Arbeitsschulung gegründet. Nicht allein durch das Gewicht der hinter ihr stehenden Kreise erhält diese Neugründung eine gewisse Bedeutung, sie leitet diese in noch viel höherem Maße von der Wichtigkeit der Aufgabe ab, in deren Dienst sie gestellt wird. Diese Aufgabe ist in der Institutsbezeichnung durch den Begriff der technischen Arbeitsschulung umrissen.

Wiederaufbau, Reparationspflicht und weltwirtschaftliche Selbstbehauptung stellen uns die Aufgabe der Vermehrung, Verbesserung und Verbilligung unserer Produktion. Produktion aber ist die Umgestaltung der Materie durch menschliche Einwirkung zu dem Zweck, sie zur Bedürfnisbefriedigung geeignet zu machen. Daß nun am Anfang einer jeden Produktion ein menschliches Bedürfnis nach ihrem Gegenstand stehen muß, auch daß dieser Gegenstand in seinem Urzustand oder seinen Einzelteilen die weitere Voraussetzung der Produktion ist, hat man mit aller Feinheit der hieraus sich ergebenden Folgerungen in Wissenschaft und Tagesarbeit stets beachtet. Aber daß die menschliche Mitwirkung am Erzeugungsvorgang eine ungeheure Fülle von einzel- und sozialpsychologischen Fragen birgt, die voll von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ausstrahlungen sind, das ist eine Fragestellung, die im wesentlichen doch erst dem ersten Jahrhundert der Technik, dem neunzehnten, bewußt geworden ist. Sie erzwang sich zunächst in ihrer sozialen Erscheinungsform Beachtung.

Die starke Unzufriedenheit der Arbeiter, die ihre Arbeitskraft mit der ganzen Summe der durch ihren Einsatz ausgelösten Mühseligkeiten dem Erzeugungsvorgang beisteuerten und daneben noch in erster Linie die Pufferschicht für jede wirtschaftliche Störung abgaben, nahm Formen an, die Staat und Gesellschaft gleichermaßen bedrohten. Aus den Lehren der englischen Wirtschaftsklassiker, den Sätzen der französischen Sozialphilosophie und den Denkmethode Hegels entstand auf ihrem Grunde die große internationale Lehre der sozialen Umwälzung durch den europäisierten, rheinischen Juden Karl Marx.

Teils in Beachtung der als berechtigt anerkannten Klagen des vierten Standes, teils in Fortsetzung der preußischen Staatsüberlieferung, teils endlich als Abwehr der mehr und mehr in revolutionäre Gesinnung umschlagenden Massenunzufriedenheit schritt in Deutschland das Reich zu einer großzügigen sozialen Gesetzgebung, die dem Arbeiter gewisse Sicherungen seines Daseins brachte.

Etwas später als die geistige Welt des Marxismus und früher als das Eingreifen des Staates entstanden auch die Arbeitervereine, die, soweit sie von denselben politischen und sozialen Anschauungen getragen wurden, sich zu großen Verbänden zusammenschlossen. Ihnen gegenüber wurden in den siebziger Jahren die Unternehmerverbände gegründet, die diese Entwicklung zur korporativen Beeinflussung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens im sozialen Kampfe zu einer beiderseitigen machten.

Der Arbeitsvorgang selbst machte in dieser Zeit eine ebenso tief wirkende Entwicklung durch wie sein soziales Kraftfeld. Mehr und mehr entwuchs als Ergebnis der technischen Fortschritte das Arbeitsprodukt in der Reihe seiner Herstellungsabschnitte dem Mitwirkungsbereich des einzelnen Arbeiters, in steigendem Maße lief der unter seiner Hand sich formende Stoff weitläufigen Zwecken zu, die seiner Erlebnisweite und seinem Begriffsvermögen gleich fern lagen. So kam es, da die Produktionsmittel nicht mehr sein Eigentum, das Produkt seiner Arbeit nur gleichsam vorläufig, vorbereitend war, daß mit dieser Entwicklung die Arbeit für ihn ihren eigentlichen Sinn, einen Teil seiner Persönlichkeit, wenn auch im Dienste der Lebenserhaltung, schöpferisch aufzunehmen und auszudrücken, verlor und statt dessen in steigendem Maße den Stempel der seelenlosen Währung des armen Mannes annahm.

Eine weitere Betonung erhielt diese Entwicklung von der Seite der Eigentumsform am Unternehmen. Der patriarchalisch im Werk verwurzelte Unternehmer wurde selten, an seine Stelle trat die Gesellschaft in ihren verschiedenen Formen und mit ihren bezahlten Kräften. Die Firmenbezeichnung wurde häufig zum Decknamen, man wußte oft nicht einmal immer, wer sich dahinter verbarg. Der Umkreis des Einzelunternehmens nahm vielfach eine nie geahnte Ausdehnung an, ganze Aufschichtungen technischer und verwaltungsmäßiger Beamten entstanden in den Einzelwerken. Überall drängte sich dasselbe Kennzeichen der Entpersönlichung, der Zusammenballung von Menschen und Mitteln und der lieblosen Mechanisierung ihrer Obliegenheiten vor.

Das sind Gedankengänge, die heute ja leicht und oft zu Papier gebracht werden, zuletzt noch durch den gegenwärtigen Reichskanzler Luther in seiner gehaltvollen Rundgebung an die Stockholmer Kirchenkonferenz. Aber es ist einigermassen bedeutungsvoll, wenn maßgebende Kreise der Industrie aus ihnen nicht nur, wie der Reichskanzler, religiöse, sondern durchaus diesseitige, feste und naheliegende Folgerungen ziehen. —

Wir bezeichnen mit gutem Bedacht die oben kurz gezeichnete Entwicklung als das soziale Kraftfeld des Arbeitsvorgangs. Wenn Marx mit der ganzen einseitigen Leidenschaft eines von Haß und Liebe gleich glühend bewegten Propheten uns lehrte, von der Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse zwangsläufig auf die daraus hervorgehende Veränderung ihres gedanklichen Überbaues zu schließen, dann sind wir ihm für die Vermittlung einer großen Teilwahrheit verpflichtet. Diese Rückwirkungen von wesentlichen wirtschaftlichen und technischen Veränderungen auf Gefühl und Denken der Masse und selbst der von einzelnen getragenen Wissenschaft leugnen zu wollen, würde uns erklärungslos in Widerspruch zu dem erwähnten Gang der Dinge setzen. Aber wenn eine Linie vom Arbeitsvorgang in seinen sozialen Wirkungsbereich, sein soziales Kraftfeld führt, dann muß auch umgekehrt der Weg aus diesem sozialen Kraftfeld zum Arbeitsvorgang, besonders zu der an und in ihm mitwirkenden menschlichen Kraft zurück möglich sein. Dieser Möglichkeit nachzugehen ist letzten Endes die Aufgabe des neugegründeten Deutschen Institutes für technische Arbeits-schulung.

Tatsache ist nun — und die Rundgebung des Reichskanzlers Luther an die Stockholmer Kirchenkonferenz ist ja erfüllt von diesem Gedanken —, daß weder die soziale Gesetzgebung noch das Entstehen der großen Interessenverbände der persönlichen Vereinsamung des Arbeiters in der begrenzten Menge der sein persönliches Berufsgebiet ausfüllenden Arbeitshantierungen haben vorbeugen können. Darum dürfen die Bemühungen, für den Arbeiter seine Berufsarbeit wieder zu beselen und mit dieser neuen Berufsfreude die Erzeugung zu steigern, nicht an diesen äußersten Enden des erwähnten sozialen Kraftfeldes des Arbeitsvorganges beginnen, sondern müssen erst in einem Bereich ansetzen, das der Durchschnittsarbeiter mit der Fähigkeit des Miterlebens und Begreifens ausfüllen kann. Eine deutlich erkennbare Begrenzung in diesem Sinne liefert uns das Werk. Das Werk ist die engste Produktionseinheit im wirtschaftlichen Sinne, es unterscheidet sich von dem Betrieb durch seine wirtschaftliche Selbstständigkeit. Das Werk ist die engste Begrenzung der generellen Berufssphäre des Arbeiters, gleichzeitig ist es das kleinste ökonomische Feld, für das die Gesetzgebung dem Arbeiter rechtliche Organe für seine Interessenvertretung zuerkannt hat. Das Werk ist somit eine gleich starke Macht im Arbeitsrecht und in der Wirtschaftspolitik, es sammelt wie eine Linse die wirtschaftlichen und rechtlichen Strahlen, um in dem kleinen Bild, das so entsteht, das Sinnbild für das gesamte Leben der Volkswirtschaft und der Stellung der Arbeiterschaft in ihr zu geben. Daher wird eine kluge Werkspolitik, die mit den Mitteln der geistigen Schulung dem Arbeiter die weitesten Fernwirkungen seiner eigenen Teilfunktion im Herstellungsvorgang klar und lebendig begreifbar macht, und mit den Hilfsmitteln der Erziehung, vielleicht auch mit dem Beschreiten fürsorglicher Wege, dem Arbeiter die Atmosphäre, in der sich seine Berufshantierungen abspielen, wärmer und freundlicher gestaltet, zweifelsohne in ihrer endlichen Wirkung über die Werksgrenze hinaus in das soziale Gefüge des ganzen Volkes hineinreichen. Für diese volkswide Wirkung dieser Werkspolitik ist allerdings Voraussetzung, daß sie sich in den weitesten Kreisen der deutschen Industrie durchsetzt.

So ist denn das Werk das A und O der Arbeit und Bestrebungen des Deutschen Institutes für technische Arbeits-schulung. Das Werk ist es, das unter dem Gesichtspunkt

der Arbeits-schulung und Höchstproduktivität den Lehrling mit aller Sorgfalt psychotechnisch auszuwählen hat, das ihn in der Lehrwerkstatt praktisch schulen, ihm in der Werk-schule die theoretische Ergänzung zur Werkstatt geben, ihn in einem reichgegliederten außerdienstlichen Gemeinschaftsleben betreuen muß. Das Werk ist es, das durch den Zusammenklang dieser drei Kräfte, Werkstatt, Werk-schule und außerdienstliches Gemeinschaftsleben, den Lehrling zum leistungsfähigen Facharbeiter, zum fest gerichteten Werksgenossen und zum frischen, unverbitterten Träger von Staat und Gesellschaft erziehen wird. Das Werk ist es, das in Anlernwerkstätten die fließende Menge der Angelernten und die Jugendlichen unter ihnen durch Werk-schule und Jugendpflege zu erziehen hat. Das Werk ist es, das sich in einer Sonderschule der Frauen und Mädchen des werksangehörigen Arbeiters annehmen muß, um ihnen die große Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten zu vermitteln, auf denen sich hausfrauliche Tüchtigkeit und die Liebe zu den Familienpflichten aufbauen, mit denen sie als Frauen das Leben ihres Mannes erleichtern, wirtschaftlich und freundlich gestalten sollen. Wo jugendliche Arbeiterinnen in großer Zahl vorhanden sind, liegt ja dieser Fall durchaus gleichartig zu dem der Lehrlinge. Auch die jugendlichen Arbeiterinnen sind berufsschulpflichtig und darüber hinaus auf Grund der Rann-Vorschrift im § 1 des Gesetzes betreffend die Erweiterung der Berufsschulpflicht vom 31. Juli 1923 wohl auch meistens die Gesamtheit oder der größte Teil der im Schulbezirke beschäftigten oder wohnhaften unversehrten Jugendlichen beiderlei Geschlechts unter 18 Jahren, soweit sie nicht mehr volksschulpflichtig sind. Hierunter wird also fast immer die Arbeitertochter fallen. Hier kann das Werk der öffentlichen Hand die Erziehung leicht entwinden, um sie mit eigenen Kräften im Dienste des Werksgedankens durchzuführen. Es wird leicht sein, in dieser erzieherischen Fürsorge für die weiblichen Mitglieder der Arbeiterfamilien den Arbeiter eine mittelbare Auswirkung seiner persönlichen Tätigkeit erkennen zu lassen. Weiter ist es wiederum das Werk, das über die Vorschriften der Arbeiterschutzgesetzgebung hinaus mit dem Einsatz sachlicher und psychologischer Mittel die Belegschaft zum Kampf gegen den Betriebsunfall zusammenzuschließen hat, das mit der Werkszeitung, dem Werkzeug und Wahrzeichen der Werksgemeinschaft, das Mittel zur Unterhaltung sowie beruflichen und außerberuflichen Belehrung, wie auch das Werkzeug zur erzieherischen Beeinflussung der gesamten Belegschaft unterhalten muß. Das Werk ist es, das auf produktiver Grundlage, die Leistungspflicht der Alters- und Invalidenversicherung überschreitend, die Sorge für die Werksveteranen und -invaliden übernimmt. Es ist eigentlich verwunderlich, daß der Gedanke einer umfassenden Werkspolitik nach diesen Richtlinien erst so spät sich in der Industrie durchzusetzen beginnt, da doch die neuere Gesetzgebung das Werk schon gleich nach dem Umsturz zum Fokuspunkt der angestrebten Wirtschafts-demokratie gemacht hat und auf der anderen Seite der Versuch der Unionisten schon lange vorliegt, das Werk zur Zelle des Umsturzes zu machen.

Die praktische Durchführung einer Werkspolitik in diesem Sinne erfordert eine große Anzahl von persönlichen und sachlichen Voraussetzungen. Sie zu schaffen, ist die Aufgabe des Instituts. Entsprechend ist seine Gliederung.

Was zunächst den Arbeitsbereich der Einrichtung angeht, so ist er keineswegs auf die Industrie im eigentlichen Sinne beschränkt. Er wird vielmehr in vollem Umfange ausgedehnt auf den Bergbau und in beschränktem Um-

sange auf die Landwirtschaft. So sitzen denn heute schon führende Vertreter des Bergbaues und verschiedener Industrien in seinem Verwaltungsrat, und diese Herren werden durch ihre Anteilnahme an Arbeit und Zielrichtung des Institutes zum Schrittmacher seiner Organisation. In der Industrie sind vor allen Dingen die Ausbildungsverhältnisse für eine gründliche Umbildung schon lange reif. In der fachlichen Ausbildung und der allgemeinen Erziehung der Werksjugend liegt die Zukunft unserer Industrie, nicht nur hinsichtlich ihrer technischen Leistungsfähigkeit und wirtschaftlichen Widerstandskraft, sondern auch hinsichtlich der ganzen seelischen und geistigen Einstellung des Arbeiters zu ihr eingeschlossen. Angesichts der erstaunlichen Anstrengungen, die unsere großen Konkurrenten Amerika, England und neuerdings mit kommander Staatsunterstützung auch Frankreich auf diesem Gebiete machen, wird der deutschen Industrie nichts anderes übrig bleiben, wie auch der Lehrlingsausbildung mit Hilfe der vom Institut geförderten Mittel und Wege Beachtung zu schenken. Im Bergbau liegen die Verhältnisse wesentlich schwieriger. Aber auch hier drängt die Entwicklung von der Menge auf die Beschaffenheit zurück. Die neueren Kohलगewinnungs- und Fördermittel setzen in steigendem Maße technisch geschulte Bergleute voraus. Die Jugendlernenausbildung auf den Bechen hat sich also dieser Notwendigkeit anzupassen. Was nun die Landwirtschaft angeht, so beweisen die Vergleichszahlen, die Röttgen in seinem Buche „Das wirtschaftliche Amerika“ über die Produktivität der deutschen und amerikanischen Landwirtschaft für den einzelnen landwirtschaftlichen Arbeiter gibt, mit erschreckender Deutlichkeit, daß Deutschland durch überlegen organisierten Einsatz seiner technischen Mittel die Voraussetzungen für diese gesteigerte Produktivität schaffen muß, die Amerika als Geschenk seiner Natur und seiner heutigen wirtschaftlichen Stellung umsonst hat. Der Werksgedanke fällt bei der Landwirtschaft fort, weil dort die bodenständige Bevölkerung überwiegt und größere Produktionseinheiten mit der Belegschaftsstärke eines mittleren Industriewerkes nur selten gegeben sind. In Berlin, beim Verein deutscher Ingenieure, besteht in Erkenntnis der gemeinsamen Belange von Technik und Landwirtschaft schon die „Arbeitsgemeinschaft Technik in der Landwirtschaft“, die das gemeinsame Interessengebiet technisch-wissenschaftlich bearbeitet. Das Werkzeug, mit ihren Hilfsmitteln auch die daran geschulten technischen Kräfte in genügender Menge heute für die Landwirtschaft bereitzustellen, muß für die Industrie das Deutsche Institut für technische Arbeiterschulung werden.

Dieses große Tätigkeitsfeld mit Erfolg zu bearbeiten, erfordert eine große Zahl fachlich und menschlich geeigneter Persönlichkeiten. Gerade die Lösung dieser Persönlichkeitsfrage wird Aufgabe des Deutschen Institutes sein. Das Institut hat in Düsseldorf seinen Sitz. Von hier ist die Verbindung nach den Bechen und Werkstätten des Industriegebietes, wie zu den Bildungsstätten Kölns gleich günstig. Hier sollen nun in Lehrgängen von einjähriger Dauer Ingenieure für die selbstständige Leitung der technischen Arbeiterschulung in dem ausgezeichneten weiten Sinne im Einzelwerk vorbereitet werden. Das Institut wird ihm geeignet erscheinende Herren entweder aus der Praxis oder von den Technischen Hochschulen heranziehen und sie schulen und auch ihr Gefühls-

und Gedankenleben auf die vom Institut verfolgte Fährte setzen. Heute schon werden bewährte Ingenieure dem Institut von den Einzelwerken zur Ausbildung zugesandt. Hier darf nun das Institut nicht in eine rein einseitige Abhängigkeit von den Wünschen der Werke geraten und hat sich daher die letzte Entscheidung über die Eignung derartiger Herren vorbehalten. Der Ausbildungsgang dieser Vertrauensingenieure im Institut hat eine theoretische und eine praktische Seite. Die theoretische Schulung und Erziehung wird im Institutsinternat in enger Verbindung mit einer Anzahl wissenschaftlicher Institute, wie beispielsweise der Ausbildungsstätte für Gewerbelehrer in Köln u. a., stattfinden. Auch hier wird das Institut den Gesichtskreis seiner Zöglinge auf die Grenzgebiete der reinen Ingenieurstätigkeit, wie Arbeitsrecht, Studium der sozialpolitischen Zeitströmungen und politischer Bestrebungen erweitern. Gerade die Schulungsarbeit im Werk stellt an das Verständnis der sie verantwortlich tragenden Persönlichkeiten hohe Anforderungen, so daß auf diesem Gebiet nicht leicht zuviel getan werden kann. Daß daneben die Methoden der heutigen Jugendpflege, wie Turnen, Sport, Gemeinschaftsabende u. dgl., eine besondere Berücksichtigung erfahren werden und müssen, verdient kaum eine besondere Erwähnung. In derselben Weise wird das Institut bestrebt sein, in den ihm angeschlossenen Einzelwerken den mit der Ausbildungsarbeit und Jugendpflege betrauten Meistern und Vorarbeitern Gelegenheit zur Vertiefung ihrer Kenntnisse und Berufsauffassung zu geben. In dem Düsseldorfer Haus des Institutes werden Unterkunftsmöglichkeiten für Teilnehmer an derartigen Meister- und Vorarbeiterkursen eingerichtet werden. Außer der persönlichen Berührung zwischen diesen Unterführern der Arbeiterschulung im Werke und den zur Leitung bestimmten Ingenieuren darf man sich mancherlei andere erfreuliche Ergebnisse von dieser Methode versprechen.

Immerhin würden weder einjährige Ausbildung noch die gelegentlichen Lehrgänge die Gewähr für eine Dauerhaftigkeit der durch sie vermittelten Eindrücke geben. Die Reibungen der praktischen Tätigkeit könnten, wenn nicht Gegenkräfte angelegt werden, die im Institut gefaßten Vorfälle, Pläne und Anschauungen leicht abschleifen. Daher ist ein verantwortliches Verhältnis zwischen den Trägern der Institutsgedanken im Werk und dem Institute selbst vorgesehen, und periodische Tagungen und eine eigene Institutszeitung werden dieses Verantwortungsverhältnis stützen, so daß die ganze Schulungsarbeit in den Händen einer von gleichem Geiste durchwehten Gemeinschaft liegen wird. Kein toter, zentralisierender Mechanismus soll die schöpferische Einzelarbeit, die gerade auf dem Erziehungsgebiet von ganz persönlichen Eigenschaften getragen werden muß, ersetzen, aber ein geistiger und organisatorischer Mittelpunkt soll ihr den Anschluß an große Linien der Wirkung und des Zieles ermöglichen. Die Frage, zu deren Lösung das Deutsche Institut gegründet worden ist, liegt mit allen ihren Ausstrahlungen schwer auf unserem Volke. Wenn wir in Wirtschaft, Volk und Staat die Riesenaufgaben, die uns Gegenwart und Zukunft stellen, bewältigen wollen, dann darf der Ruf des Institutes nach einer taktvollen und doch genauen Einordnung des arbeitenden Menschen in Geist und Ordnung unserer industriellen Organisation nicht umsonst verhallen.

Das Leben gleicht einem Buche! Loren durchblättern es flüchtig, der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß, daß er es nur einmal lesen kann.

Jean Paul, 1826–28.

Die Zukunftsentwicklung des Ruhrbezirks

Von A. Heinrichsbauer, Essen

Ungefähr 46 % der gesamten in den Großbetrieben Rheinlands und Westfalens beschäftigten Arbeiterschaft entfallen auf die sogenannten Riesenbetriebe, d. h. Betriebe mit mehr als 1000 Arbeitern, wobei beachtlich ist, daß die Zahl dieser Riesenbetriebe an sich nur 7 % der Zahl der Großbetriebe ausmacht. Von den rund 740 000 Arbeitern und 340 Betrieben, die hier in Frage kommen, entfallen wiederum ungefähr drei Viertel der Betriebszahl und ungefähr 75 bis 80 % der Arbeiterschaft auf den Bergbau und auf die Eisenindustrie. Schon aus diesen Zahlen ergibt sich, daß Bergbau und Eisenindustrie die Grundlage der gesamten Wirtschaft Rheinlands und Westfalens bilden. Bei einer Betrachtung der Zukunftsentwicklung des Ruhrbezirks muß deshalb von der Basis des Bergbaus und der Eisenindustrie ausgegangen werden, zumal wenn vornehmlich die Verhältnisse des Ruhrbezirkes untersucht werden sollen, in dem Bergbau und Eisenindustrie noch mehr zur Geltung kommen als im ganzen Bereich Rheinlands und Westfalens.

Auf den Bergbau drücken — vielleicht mehr als bei jedem anderen Industriezweig außer der Eisenindustrie — besonders die Verhältnisse des Weltmarktes. Wenn man die letzten Jahresförderungen betrachtet, so ergibt sich, daß die Welt-Steinkohlenförderung im Jahre 1924 gegen das letzte Friedensjahr um rund 38 Millionen Tonnen zurückgeblieben ist. Im Jahre 1925 dagegen zeigt sich schon wieder ein Ansaß zur Steigerung, der teilweise (z. B. bei den Vereinigten Staaten) sehr beträchtlich ist. Da im bisherigen Verlauf des Jahres 1925 die Förderzahlen steigende Neigung aufweisen, ist es nicht ausgeschlossen, daß im Laufe dieses Jahres in der Weltkohlenförderung die Vorkriegsziffer wieder erreicht wird. Damit würde die Weltsteinkohlenförderung noch weit mehr über den eigentlichen Bedarf der Weltwirtschaft hinausgehen, als das bereits in den vorhergehenden Jahren der Fall war. Denn die Weltwirtschaft hat sich — gemessen an den Welt handelsziffern — lange nicht in dem Maße entwickelt, als daß eine derartig hohe Förderung glatte Aufnahme finden könnte; vor allen Dingen nicht unter Berücksichtigung des Umstandes, daß seit der Vorkriegszeit in der Art des Brennstoffverbrauchs grundlegende Unterschiede eingetreten sind. Man braucht nur auf die zunehmende Verwendung von Öl, die Elektrifizierung der Eisenbahnen, die Warmwirtschaft usw. zu verweisen. Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände kann man rechnen, daß die Förderung der Welt unter Zugrundelegung der jetzigen Förderziffern ungefähr 150 bis 200 Mill. Tonnen jährlich höher ist als der Bedarf.

Diese Überschufförderung drückt natürlich ganz erheblich auf die einzelnen Märkte und vor allem auch auf den deutschen Markt und auf den Markt des Ruhrreviers, das jetzt bekanntlich die größte deutsche Kohlenzeugerin ist. Sehr wesentlich ist hier, daß dem stärkeren Angebot eine geringere Nachfrage gegenübersteht. Diese kommt nicht nur von dem gegenüber der Vorkriegszeit viel geringeren Nutzungsgrad der deutschen Wirtschaft, sondern auch aus der Umstellung im Brennstoffverbrauch, die in Deutschland im Verbrauch der Stein-

kohle eine teilweise viel stärkere Umwälzung hervorgerufen hat als in anderen Ländern der Welt. Im nachstehenden wird der Versuch gemacht, einmal bilanzmäßig eine Aufstellung über die einzelnen Verluste zu geben. Vor dem Kriege hatten wir in Deutschland eine Kriegsmarine, die durchweg auf Kohle eingestellt war; wir hatten eine mit Kohle betriebene ansehnliche Handelsflotte und eine entsprechende Binnenschiffsflotte. Jetzt haben wir die Kriegsmarine grotzenteils verloren und auch in der Handels- und in der Binnenschiffsflotte erhebliche Einbußen erlitten. Soweit die Handelsflotte wiedererstand ist, ist sie zum großen Teil (etwa zur Hälfte) zur Ölfeuerung übergegangen. Dadurch ist der Kohlenverbrauch für Marine, Handels- und Binnenschiffsflotte von 1913: 9,3 Mill. Tonnen auf 1924: 2,75 Mill. Tonnen zurückgegangen. Vor dem Kriege nutzten wir unsere Wasserkraften nur zu einem Bruchteil aus. Was wir damals dadurch an Kohlen sparten, mag nur etwa $\frac{1}{2}$ Mill. Tonnen betragen haben. In neuerer Zeit hat die Ausnutzung der Wasserkraft erhebliche Fortschritte gemacht. Namentlich das kohlenarme Bayern und Baden haben sich hier betätigt. Der damit befriedigte Kraftbedarf wiegt jetzt schon etwa 2,3 Mill. Tonnen Steinkohle auf; von dem Mehr gegenüber 1913 entfallen allein auf den Ruhrbergbau etwa 1,4 Mill. Tonnen; dieser Betrag wird sich noch erheblich steigern, wenn die Umstellung noch weiter fortgeschritten ist. Weil die Steinkohle während des Krieges und nach dem Kriege nicht hinreichend verfügbar war und weil die Verwendung der Braunkohle wirtschaftlicher schien, setzte man die großen Elektrizitätszentralen auf Braunkohle. Die dadurch entstandene Verschiebung bedeutet für die Ruhr gegenüber 1913 einen Verlust von nahezu $2\frac{1}{2}$ Mill. Tonnen. Die steigende Verwendung der Braunkohle in Industrie und Haushalt hat zur Folge gehabt, daß an Braunkohle ein Wert von $6\frac{1}{2}$ Mill. Tonnen Steinkohle mehr in den Hausbrand geht als 1913, wovon etwa 5 Mill. Tonnen zu Lasten der Ruhr zu rechnen sein werden. Nach dem Kriege zwang die Not zu sparsamer Warmwirtschaft. In Amerika berechnet man den Bedarfsrückgang (1919 und 1924 gegenübergestellt) auf fast 9 %. Veranschlagen wir ihn für uns nur mit 8 %, so beträgt dieser Ausfall an Kohlenverbrauch für den Ruhrbergbau unter Berücksichtigung der früher aufgezählten Rückgangsercheinungen rund 6,8 Mill. Tonnen. Auf dem Auslandsmarkt hat sich das Bild ebenfalls geändert. Die Ausfuhr von der Ruhr hat im Jahre 1924 einschließlich Reparationslieferung (23 415 000 t) noch nicht die Ausfuhr von 1913 (26 415 000 t) erreicht, die abgetretenen Gebiete als Ausland gerechnet; seit einiger Zeit ist hier jedoch eine Besserung zu merken. Zieht man die Ausfälle für den Ruhrbergbau zusammen, so ergeben sich insgesamt Ausfälle von etwa 24 Mill. Tonnen. Diese gelangen im Rückgang der Förderziffer erst seit kurzer Zeit zum Ausdruck. Bis vor kurzem noch war in Deutschland auf das Jahr umgerechnet die Förderung um 20 Mill. Tonnen höher als die Aufnahmefähigkeit des Marktes. Im Sommer 1925 war die Absatzfähigkeit auf 10,2 bis 10,5 Mill. Tonnen monatlich zu schätzen (einschließlich Reparationslieferungen etwa

11,5 Mill. Tonnen), während die Förderhöhe auf 11 bis 12 Mill. Tonnen sich belief und die Fördermöglichkeit sogar auf 15 bis 16 Mill. Tonnen eingeschätzt werden konnte. Anders ausgedrückt war um die Mitte des Jahres die arbeitstägliche Förderung nur um 9 % zurückgegangen, während der Rückgang des Verbrauchs je Kopf der Bevölkerung 15 % betrug (von 219,2 kg auf 186 kg).

In der letzten Zeit hat sich dieses Verhältnis etwas gebessert, aber nicht etwa so, als ob die Absatzmöglichkeiten sich gesteigert hätten, sondern vielmehr nur so, daß stärker als früher die Anpassung der Förderung an den tatsächlichen Bedarf durchgeführt worden ist. Zieht man von dem Kohlenabsatz des Jahres 1913 in Höhe von etwa 115 Mill. Tonnen die oben errechnete Ziffer von rund 24 Mill. Tonnen ab, die größtenteils zu Lasten des Ruhrreviers geht, so ergibt sich zur Zeit eine jährliche Absatzmöglichkeit von rund 90 Mill. Tonnen. Auf dieser Grundlage wird sich der augenblickliche jährliche Absatz ungefähr bewegen; die Förderung einschließlich Zechenselbstverbrauch und Deputatkohle ist natürlich entsprechend größer. Auf dieser, gegenüber der Vorkriegszeit stark eingeschränkten Höhe, auf der Förderung und Absatz in Einklang gebracht sind, wird sich die künftige Entwicklung wohl halten. Es sei denn, daß die Absatzmöglichkeiten in der Weltwirtschaft und in der deutschen Wirtschaft größer würden. Daran ist aber fürs erste nicht zu denken. Aus den oben gegebenen Beispielen ergibt sich, daß ein sehr großer Teil der auf dem Welt- und dem deutschen Kohlenmarkt ruhenden Depression dauernder Natur ist und daß es sich nur zum geringen Teil um Konjunkturschwankungen handelt.

Bis in die letzte Zeit hinein haben wohl mehr oder weniger alle Zechen mit erheblichen Zuschüssen gearbeitet. Bei einer der größten und besten Gesellschaften des Reviers sind im Laufe des Jahres 1925 die Verlustzahlen gestiegen von 67 Pf. je Tonne im Februar auf 74 Pf. je Tonne im Juli. Im Monat Juni, der besonders schwierig war, betrug der Verlust sogar 1,31 Mk. je Tonne. Im ganzen ist also eine fortlaufende Verschlechterung festzustellen. Dabei sind in diesen Zahlen die Abschreibungen noch nicht enthalten; ebenfalls stecken darin nicht Vermögens-, Obligations- und Hauszins-

steuern, die allein insgesamt mit 30 bis 40 Pf. je Tonne zu bewerten sind. Auch die Lagerbestände, die bekanntlich nicht unerheblicheunkosten bedingen, sind bei diesen Zahlen unberücksichtigt geblieben. Schaltet man alle diese Momente mit ein, so ergibt sich, daß bis in die letzte Zeit auch bei überdurchschnittlichen Zechen Verluste von 2,00 bis 2,50 Mk. je Tonne zu verzeichnen waren. In der letzten Zeit hat die finanzielle Lage eine auch nur einigermaßen ins Gewicht fallende Entspannung nicht erfahren. Die Leistung ist zwar gestiegen, dafür der Lohnanteil aber auch; man kann diese Steigerung auf unge-

gefähr 1,10 Mk. je Tonne Aufsförderung berechnen. Der Materialanteil ist ungefähr gleich geblieben. Der Verbrauch an Materialien kann sich, wie es in der Natur der Sache liegt, der verringerten Förderung nicht so schnell anpassen. Manche Materialpreise haben auch eine Erhöhung erfahren. Bei den Gesellschaften, die Zechen stillgelegt haben, für diese aber die Wasserhaltung weiter aufrechterhalten müssen, belasten die Wasserhaltungskosten den Ertrag natürlich auch. Die allgemeinenunkosten sind, auf die Tonne bezogen, gestiegen, da die Förderung fast überall so gering ist, daß eine restlose Ausnutzung der vorhandenen Einrichtungen unmöglich ist, während die allgemeinenunkosten sich gleich geblieben sind. Das erklärt sich größtenteils daraus, daß in den allgemeinenunkosten hohe Beträge stecken, die, wie z. B. Steuern, Zinslasten usw., durch den Abbau der Förderung in keiner Weise vermindert werden, oder aber auch solche Beträge, die, wie z. B. die Gehaltssummen von langfristig kündbaren Angestellten, erst allmählich verringert werden können. Sehr wesentlich ist schließlich noch der Rückgang im Erlös, der sich von März bis

November 1925 um mehr als 1,00 Mk. verschlechtert hat. Eine besonders wichtige Rolle spielt hier die Rückläufigkeit des Preises auf dem Weltmarkt, hervorgerufen durch die englische Subvention, die im November 1925 sich auf 2,50 bis 3,00 Mk. je Tonne belief. Im allgemeinen ist also die finanzielle Lage der Ruhrzechen nicht grundlegend besser geworden. Eine Erleichterung würde erst dann eintreten, wenn die Abstoßung der hohen Halbenbestände den Zechen weitere Mittel zuführt.

Alle diese Dinge drücken stark auf den Ruhrbergbau. Aus den Wagengestellungsziffern der Reichsbahn ergibt



Weihnachtsplakette der Lauchhammer Hütte

sich, daß, von der einzigen Ausnahme des jetzt kleinsten deutschen Kohlenreviers Sachsen abgesehen, das Ruhrgebiet den bei weitem stärksten Rückgang im Wagonumlauf zu verzeichnen hat. Die Verringerung der Wagengestellungsziffer um 22 % gegenüber der Vorkriegszeit ist bezeichnend für die Lage des Ruhrkohlenbergbaues und damit auch des Ruhrkohlenreviers. Die Bevölkerungsstatistik ergibt ein ähnliches Bild. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, daß zwischen dem 1. Januar 1923 und dem 1. November 1925 die Gesamtbelegschaftsziffer im Ruhrbergbau sich vermindert hat von 560 053 Mann auf 401 800 Mann, d. h. also um rund 158 000 Personen bzw. um fast 30 %. In der Zwischenzeit sind noch weitere Entlassungen eingetreten. Die Belegschaftsziffer liegt also nicht unerheblich unter der Vorkriegsziffer von 409 182 Personen. Arbeitslos waren Ende 1925 weit über 30 000 Bergarbeiter, d. h. daß ungefähr jeder 17. Bergmann erwerbslos ist. Besonders in Mitteleuropa gezogen ist das südliche Randgebiet, wo sich vermindert hat im Kreis Schwelm die Belegschaftsziffer um 100 %, Witten um 92 %, Hattingen um 72,3 %, Hörde um 71,7 %, Hagen um 5,7 % usw. Ein großer Teil der zur Entlassung gelangten Bergarbeiter ist abgewandert. Es kommen in Betracht allein 30 000 Polen, die größtenteils nach Frankreich oder Ost-Oberschlesien gegangen sind, ferner die große Zahl der ehemaligen Land- und Bauarbeiter usw. Auch zahlreiche Vermittlungen von Bergarbeitern des Ruhrbezirkes in andere Bergbaubezirke sind festzustellen; so sind allein im Monat August ungefähr 1800 Bergleute, die sich auf alle Gegenden des Reviers verteilen, nach außerhalb vermittelt worden.

zieht man aus allen diesen Angaben und vor allem auch nur aus der einen Zahl, daß Ende 1925 die Kohlenförderung um ungefähr 7—800 000 Tonnen monatlich geringer war als am Jahresanfang, die Schlussfolgerung, so dürfte man bei objektiver Einschätzung der Sachlage zu der Ansicht kommen, daß zwar im Bergbau günstigstenfalls vielleicht die Stilllegungen in Zukunft aufhören werden, daß damit aber noch nicht eine Periode des Aufschwungs nach oben eintreten wird. Man wird sagen können, daß in Zukunft das Tempo des Niedergangs — soweit es sich auf den Bergbau bezieht — sich langsamer vollziehen oder vielleicht sogar in einem Gleichbleiben des einmal erreichten Tiefpunktes äußern wird, daß aber mit einem baldigen und grundlegenden Umschwung nach oben nach menschlicher Voraussicht und nach dem jetzigen Stand der Dinge nicht zu rechnen sein dürfte. Dieser Aufschwung könnte höchstens dann kommen, wenn es gelänge, die deutsche Kapitalbasis ganz erheblich zu verbreitern und die Absatzmöglichkeit für deutsche Fabrikate weit über die jetzigen Grenzen hinaus auszudehnen. Für diesen Fall würde natürlich die gesamte deutsche Industrie wieder zu einem stärkeren Beschäftigungsgrad und damit auch zu einem gesteigerten Kohlenverbrauch gelangen. Die Ansicht der Sachkenner der deutschen Wirtschaft geht aber überwiegend dahin, daß eine Besserung auf dem Kapital- und auf dem Absatzmarkt nur langsam vor sich gehen wird, und zwar nur gemäß einer solchen Erleichterung, wie sie sich Deutschland aus eigener Kraft im Laufe der Zeit erarbeiten kann. Die Schlussfolgerungen auf die Zukunft des Ruhrbergbaus ergeben sich damit von selbst. Wie diese rein finanziell im Vergleich zur Vorkriegszeit beurteilt wird, mag daraus ersehen werden, daß in den letzten Jahren der Vorkriegszeit bei Erwerb von Bechen für jede Tonne Syndikatsbeteiligung ein

Preis von 13,50 bis 15,00 Mk. bezahlt wurde, während jetzt Beträge von 4 bis 5 Mk. je Tonne die Regel sind.

Daß durch gesteigerte Ausfuhr die Schwächen des Inlandsmarktes ausgeglichen werden könnten, ist ziemlich unwahrscheinlich. Es weist die deutsche Kohlenausfuhr zwar schon seit einiger Zeit eine steigende Tendenz auf, so daß inzwischen sogar schon die deutsche Kohlenbilanz, die bis vor kurzem noch dauernd passiv war, wieder aktiver geworden ist. Dieser starke Export war aber nur möglich durch außergewöhnlich billige Preise, die teilweise weit unter die Selbstkosten gingen. Der Ruhrbergbau ist derjenige Bergbaubezirk in der ganzen Welt gewesen, der seine Exportpreise am rücksichtslosesten abgebaut hat, ein Umstand, zu dem ihn gezwungen hat seine ungünstige geographische Lage, vermöge der die Kohle nur unter ganz erheblichen Frachtvorbelastungen an den Verbrauch gebracht werden kann. Ein Verkauf zu derartig niedrigen Preisen ist aber nur in einem gewissen Umfange und für einen gewissen Zeitraum möglich. In beiden Beziehungen sind aber gerade dem Ruhrbergbau vermöge seiner Kapitalschwäche besonders enge Grenzen gesteckt. Aus dem gesteigerten Export auf günstigere künftige Ausichten zu schließen, wäre also verfehlt. Infolge der verlustbringenden Preise (im November 1925 Verlust von über 3,00 Mk. je Tonne) wird sogar immer intensiver der Gedanke erörtert, die Kohlenausfuhr nach Möglichkeit abzubauen und sie auf die einigermaßen erträglichen Geschäfte zu beschränken.

Die Entwicklung in der Eisenindustrie ist in mancher Hinsicht parallel gelaufen zu derjenigen im Bergbau. Bei der Roheisenerzeugung der Welt betrug die Produktion im letzten Jahre ungefähr 80 % und bei Flußstahl sogar ungefähr 100 % der Vorkriegshöchstherzeugung — die im Jahre 1913 gelegen hat —, wohingegen die Aufnahmefähigkeit des Marktes für Eisen und Eisenerzeugnisse zur Zeit höchstens rund 75 % beträgt. Zwar ist bei einem Teil der europäischen Eisenerzeugung die Produktion in den letzten Monaten gegenüber den Vorjahren etwas geringer geworden; dafür ist aber die Erzeugung der Vereinigten Staaten und in Frankreich-Luxemburg um so stärker gestiegen.

Der deutsche Markt ist durch die unsicheren Weltmarktverhältnisse besonders beengt, da infolge des Verlustes von West-Oberschlesien, des Saargebiets, von Lothringen usw. der deutsche Anteil gegenüber den anderen Ländern weitgehend beschnitten worden ist; er ist mit 12 % auf den Anteil im Jahre 1870 zurückgegangen. Die Ausfuhrziffern reden ebenfalls eine deutliche Sprache. Deutschland, das früher in bezug auf die Eisenausfuhr an der Spitze stand, war 1924 Letzter geworden; sogar das kleine Belgien hatte an Eisenausfuhr 1924 ungefähr das Doppelte zu verzeichnen wie Deutschland. Zwar hatten sich die deutschen Ausfuhrziffern im ersten Teil des Jahres 1925 erfreulicherweise gebessert. Wir exportierten z. B. im April 1925 248 600 t Eisen und Eisenerzeugnisse gegenüber 123 200 t im Monat April 1924. An sich war diese Besserung zwar erfreulich; sie gewinnt jedoch ein anderes Aussehen bei der Überlegung, daß die Eisenausfuhr Deutschlands im April 1913 mit über 567 000 t mehr als doppelt so hoch war als jetzt; dagegen war die Einfuhr ausländischen Eisens nach Deutschland mit 108 800 t im Monat April 1925 ungefähr doppelt so hoch als die im Monat April 1913 mit 57 400 t. In der Zwischenzeit ist jedoch eine erhebliche Verschlechterung eingetreten. Die Einfuhr

ausländischen Eisens nach Deutschland ist von Anfang 1925 bis Ende des Jahres um das Dreifache gestiegen, während gleichzeitig die deutsche Erzeugung um ein Drittel abgenommen hat und die Bestände auf ungefähr das Doppelte gestiegen sind. Im Jahre 1913 hatte die deutsche Eisenindustrie eine monatliche Erzeugung von 1,6 Mill. Tonnen und die französische eine solche von 434 000 Tonnen. Im November 1925 war die französische Erzeugung höher als die deutsche! Dazu kommen für den Export noch die stark verlustbringenden Preise (im Herbst 1925 waren für Stabeisen im Exportgeschäft nur rund 110 Mk. zu erzielen gegen 135 Mk. im Inlandsgehalt). Auch von den Hüttenwerken lassen sich genau so wie bei den Bechen Exporte zu verlustbringenden Preisen eben nur für eine bestimmte, verhältnismäßig eng gegebene Zeit ermöglichen.

Daß die Weltmarktverhältnisse für Eisen sich bald bessern werden und daß dadurch eine Erleichterung für die Ruhreisenindustrie, die im ersten Halbjahr 1925 von der gesamten deutschen Eisenerzeugung von 5,57 Mill. Tonnen ungefähr 4,4 Mill. Tonnen erzeugte, eintreten wird, ist sehr zweifelhaft. Fast überall läßt sich die Feststellung machen, daß die Eisenerzeugung lange nicht so stark gesunken ist, wie es bei dem Rückgang des Eisenbedarfs eigentlich sein müßte. Die Eisenerzeugung der Welt müßte noch weit unter den Stand der letzten Monate herabgedrückt werden, wenn Verbrauch und Erzeugung ausgeglichen werden sollen. Dafür besteht gar keine Aussicht, im Gegenteil ist nach wie vor jedes Land zur Stärkung seiner eigenen Industrieposition geneigt, mit allen Mitteln gerade seine Eisenerzeugung zu schützen und sie auf einer gewissen Höhe zu halten. Dazu kommen noch die Auswirkungen des französischen Valutadumpings, die besonders zu deutschen Lasten gehen. Es ist also damit zu rechnen, daß die vom Welteisenmarkt immer wieder kommenden Momente der Beunruhigung noch längere Zeit auf den Ruhreisenmarkt zurückwirken werden. Vom Weltmarkt aus können sich die Verhältnisse höchstens dann ändern, wenn eine Stabilisierung des französischen und belgischen Franken die Inflationkonkurrenz dieser Länder unmöglich machen würde. Aus den verschiedensten politischen, finanziellen und wirtschaftlichen Erwägungen heraus ist jedoch ein Eintreten dieses Zustandes für absehbare Zeit ziemlich unwahrscheinlich. Ob und inwiefern internationale Vereinbarungen einen Ausgleich bzw. eine Erleichterung für den Ruhreisenmarkt schaffen können, sei dahingestellt. Es ist überhaupt fraglich, ob in absehbarer Zeit es zu internationalen Vereinbarungen kommen wird, da die Hauptvoraussetzung für sie — die Bildung nationaler Verbände in den verschiedenen eisenzeugenden Ländern — noch gar nicht geschaffen ist. Abgesehen davon ist nicht unwahrscheinlich, daß die Eingehung internationaler Bindungen für das Ruhreisen zunächst neue Belastungen bedeuten würde. Jedenfalls hätte das deutsch-französische Abkommen, das nachher nicht vollzogen worden ist, für längere Zeit zunächst einmal für das deutsche Eisen eine weit stärkere Belastung als eine Erleichterung mit sich gebracht. War doch vorgesehen, daß die Menge an Eisen, die Deutschland künftig übernehmen sollte, ungefähr das Ein- bis Eineinhalbfache der Gesamtmonatsleistung der einheimischen Industrie ausmachen und daß sie ungefähr drei bis viermal höher werden sollte als die Einfuhr westeuropäischen Eisens nach Deutschland im ersten Halbjahr 1925. Von diesen internationalen Vereinbarungen sollte man sich also nicht mehr

versprechen, als man bei objektiver Betrachtung von ihnen erwarten kann.

Im Inland ist der Eisenbedarf zur Zeit viel geringer als in normalen Friedenszeiten. Die deutsche Maschinenindustrie ist augenblicklich mit vielleicht 40 bis 50 % ihrer Kapazität beschäftigt; die Werften können ihre Erzeugungsmöglichkeit nur zu etwa 30 % ausnützen; der Brückenbauverband, der im Frieden einen Absatz von 400 000 t hatte, hat in seinem letzten Geschäftsjahr nur 96 000 t liefern können; die Ausfuhr der (zur Zeit besonders stark beschäftigten) elektrischen Industrie beträgt nur 67 % vom Vorkriegsabsatz, bei der deutschen Maschinenindustrie ist sie auf 45 % zurückgegangen, während die Landmaschinenausfuhr sogar einen Rückgang auf 36 % (von 92 400 t auf 33 600 t) erfahren hat. Auch für den Inlandsbedarf wird vermutlich für absehbare Zeit eine Steigerung des Bedarfs sich nicht ergeben. Bei einem früher so wichtigen Eisenverbraucher, wie ihn das Baugewerbe darstellt, hat die Verwendung von Eisen in den letzten Jahren einen erheblichen Rückgang erfahren. Die einfachere Bauweise, wie sie aus Ersparungsrücksichten sicher noch Jahre hindurch beibehalten werden wird, schränkt schon ganz von selbst die früheren Möglichkeiten des Eisenverbrauchs ein; dazu kommt noch, daß die Verwendung von Beton das Eisen weitgehend verdrängt hat; auch große Objekte (wie Brücken, Fabrikgebäude, Geschäftshäuser usw.), bei denen früher Eisenkonstruktionen die Regel waren, werden jetzt meistens in Beton hergestellt. Selbst Signalmaste, Straßenbahnmaste usw. werden jetzt in der Betonbauweise angefertigt. Wie stark bei der Maschinenindustrie der Eisenverbrauch zurückgegangen ist, haben die oben wiedergegebenen Zahlen über die Beschäftigung und über die Ausfuhr an Maschinen gezeigt. Daß auf dem Maschinenmarkte eine Belebung bald eintreten wird, ist nicht gut anzunehmen, da gerade in der Maschinenherstellung der Wettbewerb der einzelnen Länder sehr stark ist. Außerdem ist nicht zu vergessen, daß ein so starker Verbraucher wie die Reichsbahn neue Bestellungen an Lokomotiven, Waggons usw. kaum herausgibt; für viele Fabriken, die speziell Eisenbahnbedarf liefern, betrug bis in die letzte Zeit die Aufträge der Eisenbahn kaum 10 % der Erzeugungsmöglichkeit; an die Lokomotivfabriken hat die Reichsbahn im ganzen Jahre 1924 nur Aufträge in Höhe einer einzigen Tagesproduktion erteilt. Durch Bestellungen, die Ende des Jahres 1925 ergangen sind, haben sich leithin die Verhältnisse etwas gebessert; Vorkriegsbestellungen sind aber bei weitem noch nicht zu verzeichnen. Etwas besser liegen die Verhältnisse bei den Straßenbahnen, den Hochbahnen usw., die in der letzten Zeit größere Aufträge als im Durchschnitt der Jahre 1920 bis 1923 vergeben haben. Friedensstand haben aber auch diese Aufträge nicht erreicht, zumal an Material sehr gespart wird; nachdem die Arbeiten, die in den Inflationsjahren unterlassen werden mußten, jetzt mehr oder weniger nachgeholt worden sind, ist mit einem baldigen Nachlassen der Aufträge dieser Eisenverbraucher zu rechnen. Einige Hoffnung auf größere Aufträge besteht höchstens bei der Landwirtschaft, die sich immer stärker auf Maschinenverwendung einstellt. Allerdings wird die starke Kapitalnot, die gerade bei der Landwirtschaft besonders in Erscheinung tritt, die Erteilung größerer Aufträge gerade für die nächste Zeit stark hemmen. Wir sehen also, daß bei sehr starken Eisenverbrauchern die Auftragsmöglichkeit gegenüber der Friedenszeit stark zurückgegangen ist. Einige Eisenverbraucher sind sogar

ganz oder fast ganz in Wegfall gekommen; es genügt, auf Heer und Marine sowie auf die Kolonien hinzuweisen, die alle früher gute und ständige Kunden der Eisenindustrie waren. Schließlich ist auch nicht zu vergessen, daß im Laufe der letzten Jahre die Qualität der deutschen Eisenerzeugung immer besser geworden ist, so daß auch schon aus der größeren Lebensdauer eine Verringerung der Aufträge sich ergibt. Schienen z. B., die früher eine Lebensdauer von zehn bis zwölf Jahren hatten, können jetzt fünfzehn Jahre verwandt werden.

Wie eingangs bereits erwähnt, sind Bergbau und Eisenindustrie die ausschlaggebenden Gewerbebezüge des Ruhrbezirks. Herrschen bei ihnen krisenähnliche Zustände, muß das ganze Revier ergriffen werden, da vom Bergbau und der Eisenindustrie als den größten Verbrauchern und den größten Auftraggebern bzw. Arbeitgebern sämtliche Gewerbe und der ganze Handel des Reviers mehr oder weniger abhängig sind. Tatsächlich hat sich denn auch gezeigt, daß die Schwierigkeiten, die im Laufe des Jahres 1925 bei vielen Maschinenfabriken des Bezirks entstanden sind, darauf zurückgeführt werden müssen, daß die früheren Bestellungen vom Bergbau und der Eisenindustrie ausblieben. Auch der Handel, der sich zweifellos ebenfalls in einer gewissen Krise befindet, führt diese auf das Versagen der Kaufkraft der Industrie und ihrer Abnehmer zurück. Es ist anzunehmen, daß die Verschlechterungen von Bergbau und Eisenindustrie erst allmählich auf die anderen Gewerbe übergehen werden, da sie selbstverständlich eine gewisse Zeit zur völligen Ausreifung verlangen.

Nun tröstet man sich damit, daß durch neue Erfindungen oder durch Ansiedlung neuer Unternehmungen bzw. neuer Gewerbebezüge die Rückwirkungen der bei den Hauptgewerben herrschenden Krise auf die Gesamtheit verringert oder ausgeglichen werden könnten. Bezüglich des Bergbaues denkt man z. B. an das Verfahren der Verflüssigung der Kohle. Zweifellos verdienen die auf diesem Gebiet schon lange ausgeführten theoretischen Erörterungen und praktischen Versuche ernsteste Beachtung. Aber ganz abgesehen davon, daß aus mancherlei Gründen die künftige Hauptgewinnungsstätte verflüssigter Kohle vermutlich nicht an der Ruhr, sondern im mitteldeutschen Braunkohlenrevier zu suchen sein wird, ist doch nicht zu verkennen, daß die praktische Durchführung größeren Maßstabes auch von solchen Versuchen, die laboratoriumsmäßig bereits völlig gelöst sind, immer wieder vor außerordentlich große Schwierigkeiten stellt. Man kann gerade in der Chemie die Beobachtung machen, daß Massenfabrikationen von der theoretischen Lösung des Problems bis zur praktischen Verwertbarkeit einen Zeitraum von ungefähr zehn Jahren erfordern. Außerdem ist gerade in der jetzigen Zeit die Kostenfrage von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Eine Fabrik z. B., die nach dem Bergius-Verfahren auch nur 25 000 t Kohle jährlich umwandeln soll, kostet nicht weniger als 4 Mill. Mk. Kapital, wobei noch nicht berücksichtigt ist,

ob sie nach Errichtung auch tatsächlich funktioniert und befriedigende finanzielle Erträgnisse abwirft. Wenn man daher Mengen, die für die Absatzverhältnisse der Ruhrkohle irgendwie in Betracht kommen sollen, chemisch umwandeln will, dann kommt man zu Summen, über die wir einfach nicht verfügen können. Ähnlich liegt es mit Vorschlägen, die hinsichtlich der Eisenindustrie gemacht werden. Man weist z. B. darauf hin, daß es zweckmäßig sei, Unternehmungen der Eisenverarbeitung im Ruhrrevier anzusiedeln. Auch hier stößt man schon bald auf große Schwierigkeiten. Diese fangen bei der Beschaffung von Kapital an, das gerade bei Umstellungen in besonderer Höhe vorhanden sein muß. Weiter kommt in Betracht, daß Werke der Eisenverarbeitung zur ordnungsmäßigen Durchführung des Fabrikationsprozesses einen Stamm von Arbeitern erfordern, der — vielfach schon mehrere Generationen lang — sorgfältig geschult sein muß und der im Ruhrbezirk mit seiner Grobproduktion einfach nicht vorhanden ist. Das Wesentlichste ist jedoch, daß Deutschland mit Fabriken der Eisenverarbeitung aller Art bereits so reichlich versehen ist, daß die Erzeugnisse neuer ähnlicher Unternehmungen weder im In- noch im Ausland irgendwie auf Absatz rechnen können. Ganz allgemein gesagt liegt ja das Unglück der deutschen Wirtschaft darin, daß Kapitalnot und Enge des Absatzmarktes die Ausnutzung der Möglichkeiten verhindern, die deutsche Intelligenz und deutsche Arbeitskraft unter Umständen sonst ermöglichen könnten.

Wenn nicht ein grundlegender Wandel eintritt, mit dem aber nach menschlichem Ermessen für absehbare Zeit nicht zu rechnen ist, dann wird das Ruhrgebiet günstigenfalls seine jetzige Position behaupten. Wie die Dinge liegen, zeigt am besten, daß gerade die größten Städte des Ruhrbezirks, die seit Jahrzehnten eine ständig aufsteigende Entwicklung nahmen, in den letzten Jahren erheblich an Einwohnern verloren haben. Allein im Jahre 1923 war ein Rückgang der Einwohnerzahl zu verzeichnen in

Dortmund	um	9 032	(27,6	‰	der Bevölkerung)
Bochum	"	6 876	(42,9	‰	"
Gelsenkirchen	"	4 760	(21,1	‰	"
Herne	"	2 965	(42,6	‰	"
Düsseldorf	"	13 398	(31	‰	"
Essen	"	11 599	(24	‰	"
Duisburg	"	7 416	(28	‰	"

In der Folgezeit hat sich zwar in einigen Städten wieder eine leichte Zunahme der Einwohnerzahl gezeigt, dafür haben aber andere Städte wieder eine erneute Verschlechterung zu verzeichnen; eine Besserung hat sich jedenfalls im großen und ganzen nicht ergeben. Auch für die nächsten Jahre wird sie sich wahrscheinlich nicht zeigen. Wenn das Ruhrgebiet überhaupt jemals wieder seine frühere Stellung erreichen will, dann ist das nur möglich innerhalb einer längeren Frist und unter stärkster Anspannung aller Kräfte.

Nie stillt steht die Zeit,
Der Augenblick entschwebt,
Und den du nicht benutzt,
Den hast du nie gelebt.

Und auch du stehst nie still,
Der gleiche bist du nimmer,
Und wer nicht besser wird,
Ist schon geworden schlimmer.

Die Bestimmung des Schiffsortes auf See

Von W. Wepner, Dortmund, ehem. 1. Offizier der Handelsmarine

In letzter Zeit ist öfter die Frage an mich gerichtet worden, wie es dem Seemann möglich sei, seinen Schiffsort, seinen weiter zu steuernden Kurs zu bestimmen, wenn er „nichts weiter als Himmel und Wasser sieht“? — Ich will das Ganze allgemeinverständlich schildern, vor allen Dingen will ich versuchen, das Teufelswerk, die von vielen mit Unrecht so grundlos gehähte Mathematik auszuschalten. Inwieweit es mir gelungen ist, muß ich dem Urteil des Lesers überlassen.

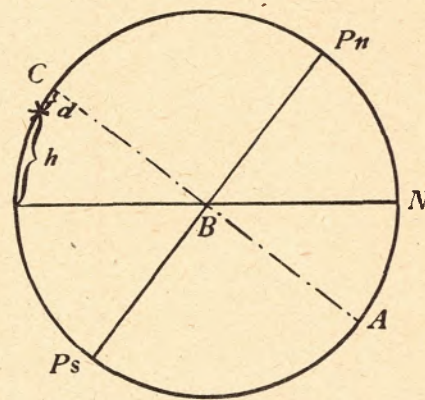
Zuerst wollen wir die Hilfsmittel betrachten, deren der Seemann bedarf, um sein Schiff sicher über See zu führen. Da ist zuerst der Kompaß. Er ist etwas anders eingerichtet und auch größer als der allbekannte Taschenkompas. Die Magnetonadel ist nämlich nicht über der Rose angebracht, sondern unter ihr sind mehrere Magnete an der Rose in genauer Nord-Süd-Richtung befestigt. — Zweitens die Karte. Auf der Seekarte sind nur die Küsten mit ihren Landmarken, Feuertürmen, Feuerschiffen usw., die See mit etwaigen Inseln und Klippen und in der Nähe der Küste auch die Wassertiefe und die Beschaffenheit des Meeresbodens eingetragen. Es sind Karten nach Mercators Projection, d. h. Teile der Erdkugel sind als ebene Fläche dargestellt. Man erreicht dies dadurch, daß man die Breitengrade nach den Polen im Verhältnis zu den Längengraden vergrößert. Den Pol selbst kann man auf diesen Karten nicht darstellen, da für 90° Breite der zugehörige Breitengradbogen (Meridianbogen) unendlich groß wäre. In diese Karten kann man alsdann den Kurs als gerade Linie eintragen. — Drittens das Logg. Es dient, um die Geschwindigkeit des Schiffes, mithin den zurückgelegten Weg zu ermitteln. Wir wollen uns hier nur mit dem sogenannten Patentlogg befassen. Es besteht aus einer Schraube, die hinter dem Schiff an einer 60 bis 80 m langen Leine geschleppt und durch die Fahrt des Schiffes in Drehung versetzt wird. Diese Umdrehungen überträgt sie mit Hilfe der Leine auf ein an der Reeling angebrachtes Zählwerk, worauf man den zurückgelegten Weg sofort ablesen kann. — Viertens das Lot, das zur Ermittlung der Wassertiefe dient. Es ist dies ein rundes, 30 bis 60 cm langes, sich nach oben etwas verjüngendes Stück Blei, woran sich auch eine Vorrichtung zur Befestigung der bis zu 200 m langen Lotleine befindet. Eine vor dem Loten mit Talg versehene Vertiefung am unteren dicken Ende bezweckt das Festsetzen von Sand, Schlamm, Muscheln an das Lot, wenn es auf dem Meeresboden angekommen ist. Das Gewicht des Lotes beträgt 7 bis 65 Pfund. Aus den in die Lotleine eingedrehten Marken kann die gefundene Wassertiefe sofort abgelesen werden. Außer diesem hat man noch eine ganze Reihe Patentlote, deren Konstruktion auf der Zunahme des Wasserdrucks bei je 10 m Tiefe um eine Atmosphäre beruht. Ihre Schilderung dürfte jedoch zu weit führen. Zuletzt kommt nun noch ein Spiegelinstrument, der Sextant, der außer zu Winkelmessungen auf der Erde auch zum Messen der Höhe der Gestirne über dem Gesichtskreis gebraucht wird. Als Hilfsmittel sind noch Zirkel, Lineal und Transporteur erforderlich, um die mit dem Sextanten gemessenen Horizontalwinkel in die Karte einzutragen.

Die Kunst, ein Schiff über See zu führen, zerfällt in zwei Teile, in die terrestrische (auf der Erde bzw. dem

Wasser) und in die astronomische (am Himmel, mit den Gestirnen) Schiffsrechnung. Sehen wir die terrestrische voran. Wir haben die Nordsee und den Englischen Kanal hinter uns, hatten immer schönes Wetter, sahen immer Land und wußten also, wo wir waren. Von Kap Land'send, der südwestlichen Spitze Englands, waren wir 1,5 Seemeilen ab. (1 Seemeile = 1 Breitenminute = 1852 m.) Diesen Punkt tragen wir in die Karte ein. Die von jetzt ab gesteuerten, von Mißweisung und Deviation (durch den Erdmagnetismus und durch das im Schiff befindliche Eisen hervorgerufene Beeinflussung) befreiten Kurse zeichnen wir ebenfalls in die Karte ein; aus den in die Karte eingetragenen Kompaßkreisen entnehmen wir die Richtung, und den zurückgelegten Weg lesen wir vom Logg ab. Somit können wir die erreichte Länge und Breite unmittelbar aus der Karte ersehen. Dieser Ort wird nun meistens nicht genau sein, denn das Schiff wird durch den Wind, wenn er seitwärts ist, etwas abgetrieben (Abtrift); ebenso beeinflussen auch etwaige Strömungen, schlechtes Steuern, Seegang usw. die Abweichung. Deshalb bringt man entsprechende Verbesserungen an die Kurse an, ohne jedoch völlige Genauigkeit erreichen zu können. Länge und Breite des Schiffsorts wird das Besteck genannt.

Die astronomische Schiffsrechnung hat die Aufgabe, die Länge und Breite des Schiffsortes durch astronomische Beobachtungen zu finden. Wir wollen uns mit Berechnungen mit Hilfe der Sonne, unseres Hauptgestirns, zufrieden geben; bei andern Gestirnen, Fixsternen und Planeten ist die Rechnung dieselbe wie bei der Sonne, nur beim Monde ist sie wegen dessen Erdnähe etwas umständlicher. Zuerst sei nun unsere Breite ermittelt, aber einige notwendige Erklärungen seien noch vorausgeschickt. Denken wir uns am Himmel einen Bogen gezogen von Norden durch den Zenit nach Süden, so ist dies der Meridian des Beobachtungsortes. Wenn nun ein Gestirn durch den Meridian geht, so sagt man: es kulminiert, d. h. es hat seinen höchsten Stand an dem betreffenden Tage erreicht, also bei der Sonne mittags 12 Uhr wahre Ortszeit (W. O. Z.). Aus technischen Gründen rechnen wir nicht nach wahrer Ortszeit, sondern nach mittlerer Ortszeit (M. O. Z.), und der Unterschied zwischen beiden ist die sogenannte Zeitgleichung.

In nebenstehender Figur sei B die Erde, der Kreis um B der Meridian, S und N seien Nord- und Südpunkt, d. h. die Schnittpunkte des Meridians mit dem S Horizont (SN), h sei eine im Meridian gemessene Sonnenhöhe, und zwar über dem Südpunkt. d sei die Abweichung (Deklination) der Sonne, d. i. der Betrag, um wieviel Grad Nord oder Süd ein Gestirn vom Äquator steht. In unserem Falle ist die Deklination Süd, also geht der Äquator um den



Betrag d nördlich vom Gestirn, somit ist A B C der Äquator, und senkrecht zu ihm geht die Weltachse. Die Polhöhe ist in unsrer Figur der Winkel P n B N und dieser ist gleich der Breite. Der Name der Breite ist derselbe wie der des Pols, der über dem Horizont liegt.

Die Berechnung der Länge ist etwas umständlicher. Auf jedem Schiffe befinden sich ein oder mehrere Chronometer. Es sind genau gehende Uhren, die die Mittlere Greenwicher Zeit (M. G. Z.) anzeigen, d. h. die Mittlere Ortszeit des Meridians von Greenwich, von dem aus unsere Länge bis 180° Ost und 180° West gerechnet wird. Sind wir nun auf hoher See, so berechnen wir aus einer Sonnenhöhe die W. O. Z., bringen die Zeitgleichung an, die wir aus Tafeln entnehmen, und erhalten so die M. O. Z. Wenn wir die Sonnenhöhe messen, notieren wir augenblicklich die M. G. Z. auf die Sekunde genau. Der Unterschied zwischen der M. O. Z. und der M. G. Z. ist die Länge in Zeit. Je eine Stunde Zeitunterschied macht einen Längenunterschied von 15° aus. Der Name der Länge ist Ost, wenn die M. O. Z. mehr als die M. G. Z.,

und West, wenn sie weniger ist. — Diese Berechnungen sind die gebräuchlichsten, die jeden Tag an Bord gemacht werden. Außerdem gibt es noch eine ganze Anzahl andere, deren Aufzählung hier zu weit führen dürfte.

Das vorhin genannte Lot wird nur in seichten Gewässern oder in der Nähe des Landes bzw. bei Untiefen gebraucht.

In neuerer Zeit benutzt man auch die drahtlose Telegraphie zur Bestimmung des Schiffsortes. Die Sendestationen an Land geben Signale von bestimmter Kennung ab, und zwar hat jede Station ihr bestimmtes Zeichen. Diese Signale werden von Schiffen, die mit Empfangsapparaten ausgerüstet sind, aufgefangen und dienen ihnen zur Bestimmung der Richtung, aus der das Signal kommt. Zwei solcher „Funkpeilungen“ von verschiedenen Stationen genügen zur Bestimmung des Schiffsortes. Die Peilungen werden in der Karte von den betreffenden Stationen aus in entgegengesetzter Richtung eingetragen, und dann ist der Schnittpunkt der beiden Peilungslinien der Schiffsort.

Über moderne Warenzeichen

Von A. Nievelstein, Düsseldorf

Reklame ist niemals Selbstzweck. Ihre Aufgabe ist stets die Werbung und Interessierung für kulturelle und kommerzielle Ziele. Kunst in der Reklame dient dem Endzweck nur mittelbar. Deshalb ist von den Reklamefachleuten schon immer die Forderung erhoben worden, daß künstlerische Reklamemittel Werbeabsicht und Werbeziel klar erkennen lassen. Viele unserer heutigen Plakate und Drucksachen dienen mehr dem entwerfenden Künstler als dem Auftraggeber. Das Werbewesen aber verlangt strikteste Unterordnung des helfenden Künstlers, selbst bei scheinbar geringeren Aufgaben.

Warenzeichen und Schutzmarken sind keine Nebensächlichkeiten! Sie sind vielmehr die grundlegenden aller Werbemittel, in ihrer Werbekraft und Repräsentationswirkung bei weitem noch nicht richtig eingeschätzt. Gewiß können sie als nichtiger Stempelabklatsch sinnlos, zwecklos alle Drucksachen belasten; auf die knappste Formel gebracht, voll Schlagkraft aber werden sie mit ihrer Wirksamkeit den ganzen Werbeplan zusammen und in Bewegung halten. Das durchdachte und künstlerisch gestaltete Warenzeichen in seinen Beziehungen zum werbenden Unternehmen und zur Werbeabsicht aufzuzeigen, soll Zweck und Ziel dieser Arbeit sein.

Die Ahnen des Wahr- und Warenzeichens lassen sich verfolgen bis in die graue Urzeit. Das altindische (heute erneut zur Bedeutung gelangte!) Hakenkreuz, das frühchristliche Kreuz sind frühe Symbole kultureller Gemeinschaften. Später traten die Zeichen für die Planeten, die Sternbilder und die vier Elemente auf, bis im Mittelalter die Steinmehzeichen in knappster Ausdrucksform, andere wieder in episch-breiter Darstellung auf Name und Stand des Besitzers hinwiesen. Das A. B.-Reiterzeichen für A. Bönningers Tabak, die Schwertermarken für die Rgl. Porzellan-Manufaktur Meissen sind Beispiele des 18. Jahrhunderts, an dessen Ausgang wir schon dem bekannten Zwillingssymbol für Hensels Solinger Stahlwaren begegnen.

Mit dem beginnenden Aufschwung auf allen künstlerischen Gebieten um die Jahrhundertwende wurden

auch die Künstler für die Gestaltung von Warenzeichen herangezogen. Otto Edmann zeigte mit der bekannten „7“ für die Zeitschrift „Woche“ den Weg. Klar und prägnant im Ausdruck hält dieses Zeichen trotzdem den Betrachter mit der Eigenart der Linienführung gefangen. Sachlich und eindeutig ist die Gestaltung des Wabemotivs für die A. E. G. in Berlin von Peter Behrens, die auch in diese Zeit fällt. Der große Wurf gelang Lucian Bernhard, dem Altmeister deutscher Reklame- und Plakatkunst, mit dem denkbar einfachen, aber außerordentlich wirkungsvollen M für die Manoli-Zigarettenfabrik (1). Die Verbindung von Buchstaben zu prägnanten Merkzeichen ist durch das Vorbild Bernhards stark angeregt worden. Wie sich ein Künstler (Wilhelm Doffe) einer doppelt gestellten Aufgabe in zwei sehr originellen Lösungen entledigt, zeigen die Marken für die Konservenfabriken Louis Wolff, Hannover (2) und die Zigarrenfabriken Wolff in Hamburg (3). Das recht einprägsame P-Zeichen für Pohlschröder-Geldschränke (4) führt schon einen Schritt weiter. Hier weist das mit Schlüsselbart ausgerüstete P eindringlich auf die Erzeugnisse des Unternehmens hin. Karl Schulpigs Entwurf für die Kölner Messe (5) gestaltet in glücklicher Weise das M der Messe zu den Domtürmen um, die in Verbindung mit der symbolischen Andeutung der Rheinwelle ein mustergültiges Charakteristikum bilden. Eine recht geistvolle Arbeit hat Lucian Bernhard für die Leipziger Mustermesse geschaffen (6). Sie ist meines Wissens aus unbekannten Gründen leider noch nicht verwendet. Aus den Anfangsbuchstaben L M M hat er in interessanter Weise eine Wage konstruiert und trifft damit den Kern der Sache. Von jeher ist die Wage Sinnbild des Handels und Warenumschlags gewesen. Daß das Leipziger Messamt in dem alten Haus „Zur Wage“ untergebracht ist, erhöht noch den Reiz des Zeichens und gibt ihm hierdurch besondere Bedeutung als Hauszeichen.

Zwei T, die Anfangsbuchstaben der T. Trautwein Pianofortefabrik nebeneinandergestellt, hat Schulpig, der eine starke Begabung für Warenzeichen und Schutzmarken hat, mit dem gestützten Deckel eines Flügels zu einem recht



1



2



3



4



5



6



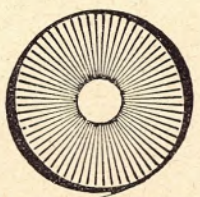
7



8



10



11



9



12



13



14



15



16



17



18



19



20



23



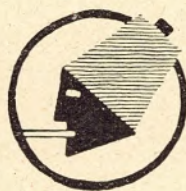
21



22



24



25



26



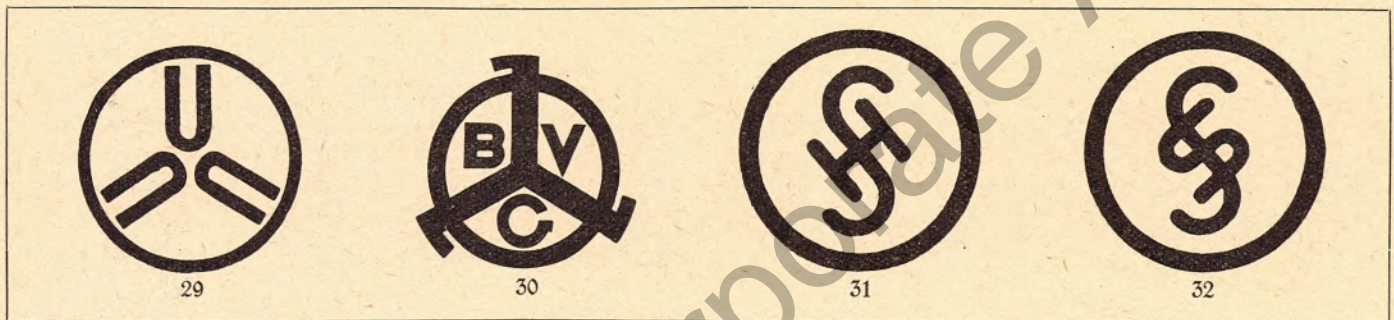
27



28

markanten und äußerst sinnfälligen Zeichen verbunden (7). In etwas vergewaltigter Formgebung sind D. J. M. (Danziger Internationale Messe) zum alten Krantor, dem bekannten Wahrzeichen Danzigs, vereinigt: immerhin eine fesselnde Lösung von besonderer Eigenart (8). Sinnfällig und einprägsam sind die gelungenen, durch die humoristische Wirkung gut unterstützten K(ellner) (9), die der Hamburger Graphiker Fred Hendrick für die Zeitschrift „Küche und Keller“ entworfen hat. Während das erste K-Männchen die Suppenterrine aus der Küche trägt, geht das andere mit den kühlen Schätzen des Kellers voran: eine Fassung, die, auf den knappsten Ausdruck gebracht, doch nichts an Klarheit zu wünschen übrig läßt. Ein kleines Meisterwerk, äußerst sachlich und eindeutig ist die Marke für Indanthren-Stofffarben von Lucian Bernhard (10). Unbeeinflusst von Sonnenschein und Regen steht das Indanthren-I inmitten des Ovals, geschickt die kleine Fläche gliedernd, als anschauliches Zeichen für die hervorstechenden Eigenschaften der Farben: Lichtechtheit und Wetterbeständigkeit. Die geschickte Einbeziehung der

zeichnend in einem Kreise darstellt, eindringlich auf seine Arbeiten hin. Diesen Vorwurf variiert Schulpig oft in der ergöglichsten Weise. Auf einer Karte, die seinen Auftraggebern eine längere Reise ankündigt, verläßt er fluchtartig den Ring, während auf einer anderen Drucksache wiederum dieselbe edige Gestalt mit einem Licht in der Hand den Abnehmern mitteilt: „Mein Licht leuchtet jetzt auch für die Kunstanstalt H. u. S.“! Schier unerschöpflich ist Schulpig im Erfinden neuer einprägsamer Zeichen. Wie einfach ist doch im Grunde seine Arbeit für den „Bund der deutschen Gebrauchsgraphiker“ (15), wie bezeichnend aber auch die den Kreis zeichnende Hand für das Arbeitsgebiet der in diesem Verband zusammengeschlossenen Künstler. Der Karl Thienemann-Verlag in Stuttgart führt ein markantes Verlagszeichen (16), das dem entwerfenden Künstler ein treffliches Zeugnis für sein Einfühlungsvermögen ausstellt. Das springende Pferd, Stuttgarts Wappentier, ist mit einem saugenden Füllen dargestellt und weist damit nachdrücklich auf den Verlagsort wie auch auf die Bestrebungen des Verlegers, beste



Sonne in das Rund des Qu für die photographische Versuchsanstalt Dr. Quedensfeld in Düsseldorf (11) gibt ein berebtes Zeugnis für die Meisterschaft F. J. Ehmde's auf diesem Gebiete. Ist hier die Sonne als das hauptsächlichste „Werkzeug“ mit Geschick der Aufgabe dienstbar gemacht, so ist es im Entwurf für die Zigarrenfabrik Schieferdecker der Schlägel des Dachdeckers (12), der in Verbindung mit dem Zigarrenbündel Name und Produktion des Auftraggebers schlagend charakterisiert. Gerade Professor Ehmde besitzt für das Gebiet der Schutzmarken und Warenzeichen ein besonders starkes Einfühlungs- und Ausdrucksvermögen, was die vielen von ihm geschaffenen Zeichen, so für die Parfümerien Scherk und Hager, für den Sozialen Studentendienst, für den Delphin- und Furche-Verlag, für die Verleger Niederichs und Benzingen und die Zigarrenfabrik Feinhals in Köln erweisen.

Es hat sich im Laufe der letzten Jahre der schöne Brauch erneuert, daß auch die Künstler die Gebrauchs- und Gelegenheitsgraphik von ihrer Hand wieder mit einem Künstlerzeichen signieren, wie es früher Albrecht Dürer mit seinem dekorativen AD, Cranach mit seinem Drachen und Scheufelein mit dem Schäufelchen machten. Für diese Eigenmarken haben manche Künstler ganz treffliche Lösungen gefunden. Der Graphiker Karl Prinz krönt das Initial seines Namens mit der Prinzenkrone und schafft damit ein schlagendes und bedeutungsvolles Eigenzeichen (13).

Waren die bisher behandelten Marken Verbindungen von Buchstaben oder Buchstaben und Zeichen, die zum Zeicheninhaber in verschiedenster Beziehung standen, so zeigen die nun folgenden rein figürliche Darstellungen, die aber nicht minder beziehungsreich der Bedeutung des Unternehmens, für das sie werben, Ausdruck verleihen. Karl Schulpig weist mit seinem Zeichen (14), das ihn

Jugendbücher zu bieten, hin. (Ob nun gerade eine Stute springend ihr Junges säugen kann, ist eine müßige Betrachtung, die im Hinblick auf die reizvoll angeordnete Gruppe gegenstandslos wird.) Den stark stilisierten Hahn (17) schuf wiederum Schulpig, und zwar für die Kunstanstalt Dinsse & Eckert in Berlin, die insbesondere den Druck guter Werbemittel pflegt, die aufrütteln und eine eindringliche Sprache führen wie der Hahenschrei am Morgen. Recht geschlossen in der Wirkung ist das Schutzzeichen Ekaha für die Geschäftsbücherfabrik Ehler & Kriese in Hannover (18), die seit 1856 führend in der Herstellung von Geschäftsbüchern ist. Der Verfasser O. J. W. Hadant hat mit viel Geschick Firma, Gründungsjahr, Fabrikansicht und Geschäftszweig zu schöner Wirkung vereinigt.

Das Zeichen des Inselverlags (19) von Peter Behrens ist eine jener Arbeiten, die zusammen mit Cramanns Signet für die „Woche“ die neue Bewegung auf dem Gebiet der Warenzeichen einleiteten. Ursprünglich besaß der Verlag „Die Insel“, wie er damals noch hieß, eine idealisierte Insel von E. R. Weiß als Verlegerzeichen, das aber vor diesem ungleich markanteren weichen mußte. Durch die Gründung der Hauszeitschrift „Das Inselschiff“ hat die Werbewirkung des kleinen Zeichens neue Belebung erfahren. Das Warenzeichen für Christian Aht. Kupferberg-Sekt (20) ist aus einem Wettbewerb hervorgegangen. In sachlicher Weise hat Heinrich Bernhardt an das frühere Schutzzeichen der Firma, den „Stern“, angeknüpft und bildet mit dem „Stern im Kelch“ ein neues wirkungsvolles Zeichen, das gleich eindringlich auf Erzeugnis wie auf seine hochstehende Qualität hinweist.

Als in der Revolutionszeit erstmalig das seltsame Zeichen für die Zigarettenfabrik Reemtsma in Erfurt (21) auftauchte, versuchten sich die interessierten Raucher mit dem eigenartigen Symbol auseinanderzusetzen. Ein Schrauben-

„Schlüssel! behauptete die eine Gruppe, während die andere sich mit dem damaligen Modewort „Expressionismus, also undefinierbar!“ wappnete. Durch diese geschickt lancierte Diskussion ist das Reemtsma-Markenzeichen leicht bekannt geworden. Es stammt von Wilhelm Deffke und weist als Drachentopf vom Heck eines alten Wikingerschiffes auf die friesishe Abstammung des Hauses Reemtsma. Um dieses und das folgende Zeichen des Rückforth-Konzerns in Stettin (22) entbrannte vor einigen Jahren ein Meinungsstreit, indem man dem Verfasser beider Marken, Wilhelm Deffke, eine Wiederholung seiner früheren Arbeit in seiner späteren vorwarf. Jedoch gingen fast sämtliche Sachverständigenurteile dahin, daß sowohl der Drachentopf für Reemtsma als auch der Greif für Rückforth, der dem Stettiner Stadtwappen entlehnt ist, als zwei durchaus selbständige, nicht verwechselbare Lösungen anzuspochen sind. Für die Textilausstellung, die vorjährige Jahreschau deutscher Arbeit, hat Pehold ein durch seine vielfältigen Hinweise auf die Textilindustrie recht instructives Kennzeichen geschaffen (23). Schon allein die Spinne könnte ein Wappentier für die Textilschau sein, aber wie fein durchdacht hat sie der Künstler dazu noch als gewebtes Gebilde gestaltet und ihren Körper als Garnspule gebildet. Gerade an diesem Beispiel sieht man wiederum, wieviel ernste Denkarbeit oft an einer solchen „Kleinigkeit“ aufgewendet werden muß. Machte es allein immer die glückliche Idee, so hätten wir vielleicht nur die Spinne ohne die anderen trefflicheren Hinweise auf die Branche. Der markante Doppeltopf Wilhelm Pötters für die Zigarettenfabrik Haus Bergmann in Essen (24) tut besonders in der Häufigkeit und Vielfältigkeit, mit der er auftritt, und in Verbindung mit dem werbeträftigen Schlagwort „Alle Welt raucht . . .“ gute Werbedienste. Der schwarze Kopf mit Zigarette und türkischem Fes (25) ist wiederum die Frucht eines Wettbewerbs, den die Zylidis Zigarettenfabrik ausschrieb. Der Verfasser verwandte auch hier in Erkenntnis der psychologischen Wirkung (wie im Wettbewerb um die Kupferberg-Marke) das frühere Warenzeichen der Firma, welches den Fes allein zeigte, und stellt es mit dem prägnanten Raucherkopf in das vorgeschriebene Rund: gewiß eine geistvolle Lösung. Ich kenne die Gründe nicht, weshalb die Constantin-

Zigarettenfabrik nicht das frische, fest gegliederte Zeichen des hochenden Orientalen (26) von Walter Kersting ihrer jetzt benutzten konventionelleren Arbeit vorzog. Beide Marken sind in Anlehnung an die frühere entstanden, die den rauchenden Muselman in einer subtil ausgeführten Bosphorus-Landschaft zeigt. Mit dem „Hommelwächter“ (27) für die Hommel-Werke in Mainz hat Lucian Bernhard wieder eine meisterliche Leistung vollbracht. Dieser, ganz aus den Erzeugnissen (Feinmehrwerkzeugen) der Firma zusammengesetzt, mit der Schielehre als Hellesbarde „wacht über den Betrieb“ und führt so für die Produktion eine eindringliche Sprache. Den Schluß dieser Auswahl bilde eine sehr sinnfällige Arbeit Schulpigs für die Schwarzwälder Werkstätten (28). Der „arbeitende“ Specht ist ein gutgewähltes Sinnbild für die Werkstätten, während die Tanne klar und deutlich auf den Schwarzwald hinweist. Nr. 29 ist das Zeichen der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft Dortmunder Union (1901 hervorgegangen aus der Aktiengesellschaft für Eisen- und Kohlenindustrie, Dillingen); Nr. 30 das des Bochumer Vereins (1854); Nr. 31 des Elektrizitätswerkes Siemens-Halske Aktiengesellschaft (1897); Nr. 32 des Elektrizitätswerkes Siemens-Schuckert-Werke (1903). Diese Zeichen haben den Ruhm der deutschen Industrie über den ganzen Erdbreis getragen.

An den meisten der vorgestellten Beispiele läßt sich erkennen, welche Summe intensiver Denkarbeit bei ihrer Herstellung aufgewendet wurde, wie viele Versuche angestellt wurden, die Fassung auf die knappste und doch ausdrucksvollste Formel zu bringen. Denn es ist eine bekannte Tatsache, daß gerade die am selbstverständlichsten erscheinenden Lösungen die angestrengteste Bearbeitung voraussetzen. Der Besteller eines Warenzeichens verlangt vor allem, daß es leicht auf allen Erzeugnissen, auf Werbe- und Repräsentationsmitteln angebracht werden kann, um somit als Schutzmarke auch wirksam zu „schützen“. Dazu soll es aber auch knapp und deutlich „etwas sagen“, damit die Verbraucherkreise aufmerksam und vor Nachahmungen der Erzeugnisse geschützt sind. Das ist Zweck und Ziel aller Warenzeichen. Also:

„Achten Sie auf die Schutzmarke!“

Die Hoffnung einer bessern Zukunft allein ist das Element, in dem wir noch atmen können. Aber nur der Träumer kann diese Hoffnung auf etwas anderes gründen denn auf ein solches, das er selbst für die Entwicklung einer Zukunft in die Gegenwart zu legen vermag.

(Johann Gottlieb Fichte, 1808.)

Berichtigung!

In dem Aufsatz „Die Braunkohle“ von Dipl.-Ing. G. Hoffmann, Mülheim, Bezirk Halle, findet sich auf S. 398/99 unseres Heftes 8 folgender Schriftsatz, den die Schriftleitung im guten Glauben an die Richtigkeit dieser Behauptung unbeanstandet ließ:

„Um die Leistung der Pressen zu erhöhen, hat man Doppelpressen gebaut, die bei Verwendung von zwei Stempeln jedesmal zwei Briquets herstellen. Der elektrische Antrieb hat sich bei den Briquetpressen bisher noch nicht bewährt.“

Die Siemens-Schuckert-Werke schreiben uns dazu am 27. November:

„Wir erlauben uns, dieser Behauptung ganz entschieden zu widersprechen, besonders mit Rücksicht darauf,

daß wir schon vor dem Kriege elektrische Pressenantriebe für Braunkohlen-Briquetwerke lieferten, die sich im Betrieb als vollständig einwandfrei erwiesen haben. Die hauptsächlichsten Anlagen, die von uns mit elektrischen Pressenantrieben ausgerüstet worden sind, sind das Rauscher Werk Knobbe Petershain die Eintracht-Grube Werminghoff im Senftenberger Gebiet, ferner die Oberbergdirektion Borna der Deutschen Erdöl-Al.-G. Großzöfßen (Bez. Leipzig) und andere. Bei den vorgenannten Werken laufen sowohl Antriebe mit Drehstrom-Asynchronmotor als auch mit Drehstrom-Kollektor- und Gleichstrommotor.“

Vorstehender Berichtigung geben wir im Belange unserer Konzernfirma gerne Raum. Die Schriftleitung.

Abseits

Von Theodor Storm

(Fortsetzung und Schluß.)

„Als ich ihm mein Teil hinüberreichte, sagte er: ‚Für eine Person sind das zu viele und für zwei zu wenig.‘ Und er hatte dabei so einen eigenen Ton, Herr Lehrer, daß mir schon war, als spreche er das nur so sinnbildlich. ‚Freilich,‘ erwiderte ich, ‚Herr Ehrenfried; aber wir haben schon die von gestern, und morgen gibt es wieder welche, und wenn wir dann übermorgen noch etliche bekommen, so reicht es für die ganze Familie.‘ Er tat einen Zug aus seiner Pfeife und stieß ein paar blaue Ringe in die Luft. ‚Ja,‘ sagte er dann, ‚mit den Dingen, die unser Herrgott wachsen läßt, da macht sich das von selbst, aber...‘ — ‚Wie meinen Sie denn: aber, Herr Ehrenfried?‘ — ‚Ich meine mit den Kapitalien,‘ sagte er, ‚die der Mensch sich sauer verdienen muß; da könnte das bißchen Leben leicht zu kurz werden.‘ Und ich verstand noch immer nicht, Herr Lehrer, wo das hinaus sollte. ‚Kann ich Ihnen in etwas dienlich sein, Herr Ehrenfried?‘ fragte ich — ‚Sie wissen vielleicht, Mamsell Meta,‘ fuhr er fort, ohne meine Frage zu beachten, ‚ich habe ein kleines Vermögen, ein sehr kleines, wovon meine Schwester bislang die Zinsen genossen hat. — Sie bedarf deren nun nicht mehr.‘ Und er schwieg einige Augenblicke und dampfte heftig aus seiner Pfeife. ‚Dieses kleine Vermögen,‘ begann er dann wieder, ‚ist für mich allein zu viel, denn was ich bedarf, erhalte ich von unserm Herrn Prinzipal; aber es ist wiederum zu wenig, um ein eigenes Geschäft zu beginnen.‘ Und zögernd setzte er hinzu: ‚Sie besitzen auch von Vaters wegen eine Kleinigkeit, Mamsell Meta; was meinen Sie, wenn wir zusammenlegten? Ich denke fast — es würde reichen.‘ — Und sehen Sie, Herr Lehrer, so legte ich denn meine Hand in die seine, die er mir über das Gartenbeet hinüberreichte. Es war kein Übermut dabei, aber es war beiderseits doch treu gemeint. — Wir gingen noch eine Weile in dem großen Steige auf und ab und besprachen uns, daß wir die Sache noch geheim halten und beide noch ein paar Jahre in unserer Kondition bleiben wollten, damit wir die Ausstattung davon zurücklegen könnten. Mitunter standen wir still und hörten, wie noch immer drunten aus der Marisch die Lerchen sangen.

„So gingen ein paar Jahre hin, und wir gewannen ein richtiges Vertrauen zueinander. Oft in der Morgenfrühe, wenn noch die Häuserschatten über der Gasse lagen, trafen wir uns draußen vor der Haustür. Wenn Ehrenfried hinausging, um die Eisenwaren auf dem Beischlag auszustellen, war ich schon draußen und putzte an der Tür den großen Messinglopf. ‚Nun, Meta,‘ sagte er dann wohl, ‚ich denke, wir werden unser Glück doch nicht verschlafen!‘ — Er stand schon im Handel um ein kleines Haus, und wir begannen es in Gedanken miteinander einzurichten; wir kannten schon jedes Stück Gerät in unsern Stuben und jeden Topf, der auf unserm Herde stehen sollte. Oft sprachen wir so in der Morgenstille miteinander, bis dann die ersten Bauernwagen die lange Straße herabklapperten und sich auf dem Markte aufstellten.

„Es kam anders, Herr Lehrer. Der Krieg brach aus, und niemand hatte Zeit, noch an sich selbst zu denken. Eines Mittags, da zuerst die Freischaren mit ihren Schlapphüten und Pistolen in die Stadt kamen, steht ein großer bärtiger Mann vor mir und reicht mir seinen Quartierzettel. Es schoß mir in die Knie, da ich ihm ins Gesicht blickte. Es war mein Bruder. ‚Christian!‘ rief ich, ‚was in Gottes Namen willst du jetzt hier?‘ — ‚Meta,‘ sagte er, ‚das Herz ist immer noch zu Haus; es hat mir keine Ruh gelassen!‘ — Und so hatte er das Geschäft einem Kompagnon anvertraut und Frau und Kind bei seinen Schwiegereltern untergebracht. Ehrenfried schüttelte den Kopf. ‚Was soll das nützen,‘ sagte er, ‚wir haben junges Volk genug, die älteren werden schon später daran kommen, sobald es nötig ist. Und als Christian ihn an den Schultern faßte: ‚Sei nicht so griesgrämig, Ehrenfried, und mach mir das Herz nicht schwer; es hilft doch nichts, ich muß schon jetzt mit dreinschlagen,‘ da blieb er doch bei seinem Stück: ‚Es muß alles in der Ordnung sein.‘ Er hatte nun einmal so das Temperament nicht, Herr Lehrer. Aber auch der Herr Senator sah oft nachdenklich drein, wenn späterhin der Christian uns seine Kriegsberichte schickte. Endlich, wir müssen wohl sagen: leider Gottes, wurde es Frieden.“

Der Lehrer nickte, aber er unterbrach seine Freundin nicht. „Unsere guten Leute wurden in die Fremde getrieben, und die Fremden kamen und setzten sich im Lande fest. Mein Bruder sah wieder drüben in seinem Geschäft und bei seinen Büchern. Ich will keinem Unrecht tun; aber er mochte es doch wohl nicht in den rechten Händen gelassen haben; denn es war mir nicht entgangen, daß zwischen ihm und unserm Herrn plötzlich ein eiliges Schreiben hin- und wiederlief; und als ich gelegentlich anfragte, drückte der Herr mir die Hand und sagte: ‚Sorge nur nicht zu sehr, Meta; in dem Kampf um die alte Heimat ist er mit einer Schmarre davongekommen; er muß nun hinterher noch um die neue kämpfen; aber du weißt, dein Bruder ist

ein tüchtiger Mann; und nun laß uns sorgen und geh du in deine Küche!‘ Ich sorgte aber doch; denn von Ehrenfried hatte ich gehört, daß auch unsern Herrn Senator schwere Verluste getroffen hatten.

„Mittlerweile wurde es wieder einmal Frühling, und es war mir fast, als wenn es von der Sonne käme, die nun so hell in den dunkeln Läden schien, daß Ehrenfried eines Morgens wieder von einem Hausverkauf zu reden anfing, und daß wir uns dann endlich das Wort gaben, auf den Herbst unsere Sache in Ordnung zu bringen. Wir hatten es schon auf den nächsten Sonntag festgesetzt, daß wir der Herrschaft unsere Heimlichkeit offenbaren wollten; da, am Freitagnachmittag — wir sollten auf den Abend eine kleine Gesellschaft haben, und ich war eben auf meine Kammer gegangen, um mich ein wenig anzukleiden — bringt mir der Ladenbursche einen Brief von meinem Bruder. Und da stand es denn geschrieben: er war am Bankrott. Aber mein Kapital, was ich von unserm Vater hatte, das — so schrieb er — konnte ihn noch retten. Ich verschloß den Unglücksbrief in meine Schatulle; dann entsann ich mich, das noch Radieschen zum Nachtsich aus dem Garten geholt werden sollten. Ich nahm ein Körbchen und schlich die Treppe hinab, um unbemerkt aus dem Hause zu kommen; denn ich hätte um alles jezt dem Ehrenfried nicht begegnen mögen. Ich weiß nicht, wie ich hinten aus dem Hause und die kleine Straße hinab nach dem Garten gekommen bin. Vorn an der Pforte hätte ich fast den Herrn Senator umgerannt. ‚Ei, Meta,‘ rief er und hob lachend den Finger gegen mich, ‚mit der Rüchenschürze über die Straße!‘ Aber so alteriert war ich, Herr Lehrer; das war mir all mein Lebtag noch nicht passiert.

„Es wurde schon Abend, und es gemahnte mich recht wie damals; denn der Glieder duftete, und von unten aus der Marisch kam auch wieder wie dazumal ein sanfter Vogelgesang.

„Aber ich ging mit dem leeren Körbchen in dem großen Steige auf und ab und zerriß mir unachulich die Kleider an den Stachelbeergäulen. Meine Gedanken verloren sich in die alte Zeit, in das Kämmerchen, wo mein armer Bruder und ich als Kinder in unsern schmalen Bettchen schliefen. Mir war wieder, als höre ich nebenan im Wohnzimmer die Schwarzwälder Uhr zehn schlagen; und nach dem letzten Schläge wird drinnen das Schreibpult abgeschlossen, und mein Vater öffnet leise die Kammertür. Wie oft, wenn ich noch wachend lag, hatte ich heimlich durch die Augenlider geblickt, wenn er sich über seinen Liebling beugte und sorgsam das Deckbett über ihm zurecht legte, damit nur keine Zugluft die nackten Gliederchen berühre; bis dann des Vaters Hand sich auch auf mein Haupt legte und ich von seinen Lippen einen Laut vernahm, den ich nicht verstehen konnte, aber den ich doch in meinem Leben nicht vergessen habe. — Die hilflose Hand unseres Vaters lag längst im Grabe; aber was sie mit saurem, ehrlichem Fleiß erworben, das war noch da; ich hatte es und es reichte noch, um die Wöste seines Lieblings zuzudecken. — Und doch, was sollte aus Ehrenfried und mir nun werden? Aber wir lebten ja geborgen, wir gaben nur einen Herzenswunsch daran; der arme Christian hatte sich nicht bedacht, da er alles hinter sich ließ, um seiner Heimat in ihrer Bedrängnis beizustehen.

„So hatte ich in schweren Gedanken meinen Korb mit Radieschen gefüllt und trat nun aus dem Garten, dem kleinen Hause gegenüber, was dazumal dem Steinmeyer gehörte. Die Sonne spiegelte sich in den Fensterscheiben, und ich stand eine Weile und betrachtete es mir; denn es war dasselbe, um welches Ehrenfried in Handel stand. Da fielen meine Augen auf die goldene Inschrift eines neuen Grabsteins, der neben der Haustür an der Mauer lehnte; und, Herr Lehrer, ich las die Worte: ‚Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.‘“

„Evangelium Johannes, Vers dreizehn im fünfzehnten Kapitel,“ sagte leise der alte Mann im Lehnstuhl.

„Es war der Denkstein, den Sie für Ihren gefallenen Sohn bestellt hatten,“ — und die Erzählerin reichte ihrem Gaste die Hand, der sie schweigend drückte; „ich habe den Spruch seitdem nicht mehr vergessen. Es stand nun fest in mir, daß ich das Geld geben mußte. — Aber als ich dann aus dem hellen Sonnenschein in unser großes dunkles Haus trat, fiel es mir doch wieder schwer aufs Herz, so daß ich's nicht von mir bringen konnte, bis auf den Abend. Als die Herren in der Oberstube an ihrem V'hombre saßen, ging ich hinab in den Laden. Ehrenfried stand an der Bank und zählte Nägel in Pakete, was sonst der Lehrling zu tun hatte, aber der war zu seinen Eltern über Land. Ich erschrak fast, da ich seine Stimme hörte. ‚Nun, Meta,‘ sagte er, ‚wo hast du denn gesteckt? Der Steinmeyer ist bei mir gewesen von wegen dem Hause, und morgen — wird alles in Nichtigkeit kommen.‘ — Es schoß mir in die Knie, und ich zitterte; denn er sah so seelenvergnügt dabei aus. Ich vermochte nur stumm den Kopf zu schütteln. Was

fehlt dir, Meta?" fragte er. „Nichts fehlt mir, Ehrenfried; aber wir dürfen das Haus nicht laufen.“ Und als er mich erstaunt ansah, erzählte ich ihm alles, und was ich zu tun entschlossen war. Aber währenddessen wurde sein Gesicht immer ernster und strenger; und als ich zufällig niederblickte, sah ich, daß er sich mit dem Eisenstift, den er in der Hand hielt, den Daumen blutig gerissen hatte. „Und du willst das Geld geben?" fragte er, und seine Stimme klang so gleichgültig, als gehe das ihn selber gar nicht an. „Ja, Ehrenfried, ich kann nicht anders.“ — „Nun freilich, Meta, dann reicht's nicht mehr.“ — Er schwieg und begann wieder seine Nägel einzuzählen. „Ehrenfried, sagte ich, sprich doch zu mir; wir hatten's für uns beide bestimmt; du mußt dein Wort mit dazu geben!“ Aber ich bat umsonst; er sah nicht auf. „Wenn dir dein Bruder näher ist," sagte er und begann seine Patete einzuschlagen und wegzupacken. Indem wurde ich nach oben gerufen, und als ich nach einer Stunde wieder in den Laden hinabging, war Ehrenfried in seine Kammer gegangen. — Nur der Allmächtige weiß, was ich die Nacht mit mir gerungen habe; eine Stunde um die andere hörte ich unten vom Flur herauf die Wanduhr schlagen.

„Ich konnte mein Leben nicht für meine Freunde hingeben, aber das bißchen Silber, Herr Lehrer, das konnte ich doch. Es war ja auch nicht um mich; ich sah wie eine Wage vor mir: auf der einen Schale war der Name ‚Ehrenfried‘ und auf der andern der meines Bruders; ich sann und sann, bis mir das Hirn brannte, aber es wurde nicht anders, wenn die eine Schale sank, so stieg die andere. — Ich mag wohl endlich eingeschlafen sein; denn als ich die Augen aufschlug, kam schon die Morgendämmerung durch die kleinen Scheiben, und als ich mich ermunterte, hörte ich draußen vor der Kammer auf dem Gange einen Schritt. Mitunter blieb es eine Weile an der Tür; dann ging es wieder vorsichtig auf und ab. Ich stieg aus dem Bett und kleidete mich an, und indem glaubte ich auch den Schritt zu kennen. Als ich bald darauf aus der Tür trat, stand Ehrenfried vor mir. Sein Gesicht war blaß, aber freundlich. Er streckte mir schweigend seine Hand entgegen und hustete ein paarmal, als ob er sprechen wollte. „Es hat nicht sein sollen, Meta," sagte er endlich; „wir wollen's dem lieben Gott anheimstellen.“ Dann drückte er mir noch einmal die Hand, nickte mir zu und ging die Treppe hinab an sein Geschäft. — Noch an demselben Tage schrieb ich meinem Bruder. — Zwischen mir und Ehrenfried ist dann von diesen Dingen nicht mehr die Rede gewesen; wir lebten wieder still nebeneinander fort, und allmählich war es zwischen uns fast wie es sonst gewesen; auch das „du“ gebrauchten wir nicht mehr, wenn wir, was selten geschah, einmal zusammen sprachen. Aber in den Garten hinter dem Speicher bin ich seitdem nicht gern gegangen, und wir haben uns auch niemals wieder dort getroffen. — Die Jahre vergingen, wir wurden alt, und die Stadt um uns wurde immer fremder.“

Die Erzählerin schwieg. „Ich dachte," hob der Lehrer an, indem er fast mit einer ehrfürchtigen Scheu auf seine Freundin blickte, „Ihr Herr Bruder sei ein Mann in auskömmlichen Verhältnissen; so ist er wenigstens in der Leute Mund.“

„Er ist es geworden, Herr Lehrer — später, und er hat mir das Darlehn auch bei Heller und Pfennig und mit allen Zinsen zurückbezahlt; aber es war kurz vor Ehrenfrieds Tode und schon in seiner letzten Krankheit. — Ja, was ich sagen wollte, ein paar Tage vor seinem Ende, des Ehrenfried mein' ich, war viel Besuch in seiner Kammer; die Gerichtspersonen waren dort gewesen, und auch unsern Nachbarn, den Goldschmied, hatte ich am Morgen herauskommen sehen. Als ich nachmittags die Mixture hineinbrachte, bat Ehrenfried, mich neben seinem Bette niederzusetzen. „Meta," sagte er, denn ich hatte ihm das vorher erzählt, „das Geld wäre nun wohl wieder beisammen, aber das Leben ist indessen alle geworden. — Da hab ich nun, als ich so dagelegen, bei mir gedacht, es müßte doch schön sein, wenn einer, wo es just die rechte Zeit wäre, so einmal aus dem Vollen leben könnte und ohne Kummer. Uns ist es so gut nicht geworden und unsern Eltern auch nicht; mir ist, als hätten wir alle nur ein Stückwert vom Leben gehabt. Und weiter hab ich mir gedacht, wenn

„unser Kapital zusammen käme!“ — Und als ich das abwehren wollte richtete er sich ungeduldig in seinen Kissen auf. „Nein, nein, Mamsell Meta," sagte er, „reden Sie mir nicht dazwischen!“ — Und dann duzte er mich wieder und legte seine magere Hand auf meinen Arm. „Es ist ja nicht um dich, Meta, aber dein Bruder Christian hat einen Sohn; ich weiß, er hat ihn tüchtig angehalten und er wird einmal dein Erbe sein. Vielleicht, um was sich viele gemüht haben, daß es nun einmal einem zu einem ganzen Menschenleben helfen mag. Darum habe ich in meinem Testament meine verlobte Braut, die Jungfrau Hansen, zu meiner Universalerbin eingesetzt. Du wirst mir das nicht übel nehmen, Meta; wir haben es doch mal so im Sinn gehabt.“ Und als meine Tränen auf seine Hand fielen, nahm er einen goldenen Ring aus einem Kästchen und steckte mir ihn an. „Der ist für dich allein," sagte er, „es schickt sich besser vor den Leuten, und," setzte er leis hinzu, „trag ihn auch zu meinem Gedächtnis!“

Die alte Jungfrau schwieg und sagte wie lieblosend den schmalen Reif, den sie am Goldfinger trug. — Es war jetzt fast dunkel in dem kleinen Zimmer; nur ein schwacher Abendschein drang durch die beschlagenen Fenster Scheiben.

Der alte Lehrer war aufgestanden. „Wenn ich den Spruch auf meines armen Knaben Stein gelesen," sagte er, „so habe ich bisher nur seiner dabei gedacht; aber," setzte er hinzu und seine Stimme zitterte, „Gottes Wort ist überall lebendig.“

Er bückte sich, um seinen Korb mit den Festtageinkäufen aufzunehmen, der hinter ihm in der Ecke stand. Mamsell Meta nistete ihn, noch ein Weilchen zu verziehen, der Mond werde ja aufgehen. Er dankte; „die Meinen warten," sagte er, „es ist noch eine Stunde Weges bis nach Haus.“ Da sie den Gast nicht halten konnte, zündete sie ein Licht an den glimmenden Kohlen im Ofen an und packte noch eine große Düte mit den Weihnachtspfefferrüssen der Frau Senatorin, die sie alles Widerstrebens ungeachtet zu den andern Dingen in den Korb legte; sie erkundigte sich auch — wie hatte sie es nur vergessen können! — nach dem zehnjährigen Töchterchen, dem Nesthätchen ihres alten Gastes, und er schüttelte ihr die Hand und sagte nicht ohne eine kleine Feierlichkeit: „Ich danke für die Nachfrage, werteste Mamsell, sie wächst zu unserer Freude heran.“

Dann ging die Tür auf, und die Magd trat herein; in vollem Anzug, den Hut auf dem Kopf. „Ich bin

fertig, Mamsell," sagte sie; „wenn sonst nichts zu besorgen ist, so möchte ich nun zu meiner Mutter gehen.“

„Du kannst gehen, Wieb; sei aber morgen zeitig wieder da," beschied Mamsell Meta. „Nimm auch dem Herrn Lehrer seinen Korb, du hast ja denselben Weg.“

Der alte Mann ließ sich das gefallen. „Sie ist ja mein Schullind gewesen," sagte er freundlich nickend.

„Und zeig dem Herrn Lehrer den Weg oberhalb über den neuen Steg," fuhr Mamsell fort, „das spart ein Vierteltündchen.“

Wieb schüttelte den Kopf. „Das geht nicht," sagte sie, indem sie den Korb des Lehrers nahm; „der neue Weg ist unter Wasser; wir müssen unterhalb über den alten Steg, und dann den Fußweg durch den Eichenbusch.“

Der Lehrer nickte. „Der Eichenbusch soll verkauft sein," bemerkte er beiläufig; „so hörte ich heute in der Stadt.“

„Verkauft?" fragte Mamsell Meta; denn es fiel ihr ein, daß bei ihrer Rahnfahrt Marten grade mit diesem Grundstück den Heidehof hatte vervollständigen wollen. „An wen denn verkauft, Herr Lehrer?"

„An einen Fremden; den Namen habe ich nicht gehört.“

„Hm," dachte Mamsell Meta, „da ist also der Herr Senator diesmal doch zu spät gekommen.“

Dann geleitete sie ihren Gast vor die Haustür. — Es war kalt, die Sterne standen schon am Himmel, nur ein schwacher Schein am Horizont zeigte, wo die Sonne verschwunden war. „Wie unruhig die Sterne sind," sagte der Alte noch, „wir haben Frostwetter, Mamsell Meta.“

Meta stand in der Haustür und sah den beiden nach, wie sie gegen Westen den Fußsteig nach dem Bach hinabgingen. Das Dunkel der

Zu Neujahr



Gebet

Herr, laß mich hungern dann und wann,
satt sein macht stumpf und träge,
und schick' mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
und häng' den Kranz, den vollen Kranz,
mir höher in die Sterne.

Gustav Falke.



Heide hatte sie bald ihren Blicken entzogen; nach einer Weile aber wurden sie noch einmal in der Ferne sichtbar, auf dem Hügel drüben; fast übernatürlich groß erschienen ihr die Gestalten, wie sie sich schattenhaft gegen den schwachen Schein des Abendhimmels abhoben. Endlich waren sie ganz verschwunden. Dann hörte sie noch unten vom Bach her das Geräusch der Fußtritte auf dem Stege, und dann war alles still. Sie war allein. Nur im Stall in der Scheune waren die kleinen Ponys und die Kuh, und daneben in dem Verschlag saß schlafend das Federvieh auf seinen Leitern; hinter ihr im Hause strichen ein paar scheue Katzen durch die dunkeln Räume.

Leise drückte sie die Haustür zu und ging in ihre Stube.

Mit trockenem Heidereis und Torf brachte sie das Ofenfeuer wieder zum Brennen, daß es gesellig zu prasseln begann; dann, nachdem sie den Tisch abgeräumt und das Licht gepußt hatte, setzte sie sich in den Lehnstuhl und brach das Siegel ihres Weihnachtsbriefes. Sie las langsam und mit ganzer Andacht, und als sie an das Ende des Briefes kam, flog ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht, und die Hand, welche ihn hielt, sank auf den Tisch. „Er kommt, endlich, nach zehn langen Jahren!“ rief sie vor sich hin. Sie las die Stelle noch einmal, sie hätte nun auch Tag und Stunde wissen mögen; doch es hieß nur: „In nächster Zeit.“ Sie mußte sich begnügen. — „Aber warum hat denn der Junge, der Friedrich, nicht geschrieben? — Und auch das Bild, das mir versprochen wurde, ist nicht dabei!“ Die gute Tante wäre fast verdrießlich geworden. Aber sie besann sich; sie stand auf und ging mit dem Licht nebenan in die herrschaftliche Stube. Rasch öffnete sie das Schubfach einer Kommode, denn es war kalt hier, und die Möbel mit ihren Überzügen standen unwirtlich in dem großen leeren Raume; dann, nachdem sie ein Päckchen alter Briefe herausgenommen, ging sie eilig damit in ihr heimliches Stübchen zurück. Bald sah sie wieder in ihrem Lehnstuhl und begann die Briefe sorgfältig durchzusehen. Endlich kam sie an den rechten Jahrgang; ein kleines Lichtbild lag dazwischen, das sie mit zärtlichem Wohlgefallen betrachtete. Es war das Porträt eines kräftigen, etwa vierzehnjährigen Knaben, dessen treuherzige Augen nicht ohne einigen Trost unter dem buschigen Haar herausstauten. „Aber das war vor sechs Jahren,“ sagte sie, „er muß ja jetzt ein ganzer Kerl sein.“ Und dann entfaltete sie den Brief ihres Bruders, der das Bild begleitet hatte. „Du wirst den Jungen nicht verkennen,“ schrieb er, „auch über seiner Stirn erhebt sich jener widerpenstige Haarwirbel, den der selbige Subrektor seinem Vater als eine Opposition gegen die Autorität der Schule auslegte und den er in der Numa-Pompilius-Stunde mir ebenso unermüdet als vergeblich niederzujustreichen bemüht war.“ Sie lächelte; die kräftige Knabengestalt ihres Bruders stand vor ihren Augen. Sie sah ihn im Streit mit dem rotnasigen Stadtdiener, der keine Rutschschlitten auf dem abschüssigen Markte dulden wollte, und dann wieder zusammen mit seinem Freunde, dem jetzigen Senator, wie sie draußen im Sonnenschein am Deich lagen und ihre Drachen steigen ließen. „Und wenn ich sie zu Mittag rufen mußte,“ dachte sie weiter, „und sie mit ihrem Drachen dann wieder ein Stück weiter auf den Deich hinaussückten, und immer weiter, je mehr ich hinter ihnen herließ, bis sie mich denn am Ende richtig zum Weinen gebracht hatten.“ Und kopfschüttelnd setzte sie hinzu: „Das waren ein paar Gäste, sie kamen nie zu rechter Zeit nach Haus!“ — Immer hingebender blickte sie in die Perspektive der Vergangenheit, wo eine Aussicht immer tiefer als die andere sich eröffnete. Die damals so traumlichen Straßen ihrer Vaterstadt sah sie belebt von frischen rotwangigen Kindergestalten; sie gingen paarweise mit dem Schulsack überm Arm in eifrigem Geplauder durch die Straßen; oder der Sommerabend war herabgekommen, und sie rannten, Knaben und Mädchen, auf ihren Spielplatz unter den Linden vor der Kirche; sie selbst überall dabei und derzeit, so dachte die alte Jungfrau, keineswegs die Stillste. „Nein, nein! eine wahre Hummel, ein Dreiviertelsjunge, wie der alte Senator immer gesagt hatte.“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf; dann, wie müde von all der munteren Gesellschaft der Vergangenheit, lehnte sie sich zurück und faltete die Hände.

Aber die Ruhe war ihre Sache nicht. Bald sah sie wieder aufrecht, und nachdem sie durchs Fenster einen Blick in die Nacht hinaus getan hatte, stand sie auf und verließ die Stube. Sie mußte einmal horchen, ob in den Ställen alles ruhig sei.

Sie ging über die Tanne auf den Hof hinaus. Draußen, an den schweren Torflügel gelehnt, blieb sie stehen. Die Sterne blickten über ihr; aber auf der Erde, hier gegen Osten, war es gänzlich finstern; die Morgenstunde, wo dort am Horizont die Sonne aufgestiegen, war längst vorüber; nicht der leiseste Tagesglimmer war hier auf der Erde zurückgeblieben. Sie beugte sich vor und lauschte. Links vom Hause, ein wenig tiefer hinter dem kleinen Wassertümpel, lag die Scheuer mit den Ställen; aber es war alles ruhig, nur das Rauschen der Kuh an der Krippe war zu hören und mitunter ein Stampfen der kleinen Ponys. Fast unwillkürlich warf sie einen Blick in die Ferne, ob sie drunten im Moor die alte Eiche erkennen möchte, den einzigen Baum, der über Tag von hier aus zu entdecken war. Aber sie sah nur die Brunnenstange vor sich in die Nachtlust ragen; wenige Schritte dahinter begann der dunkle Zug der Heide und streckte sich von allen

Seiten schwarz und undurchdringlich in die Nacht hinaus. Ein Luftzug regte sich; leise, langsam durch das rauschende Heidekraut hörte sie es auch sich zukommen. So war es da und zog vorüber, bis sich das Rauschen wieder in die Ferne hinter ihr verlor.

Da plötzlich unten vom Moor herauf schlug ein Tiereschrei an ihr Ohr, heiser und gewaltig. Die Alte schauerte, sie legte die Hand auf den Griff des offen stehenden Tors; ihr war, als habe aus der ungeheuren leblosen Natur selbst dieser Laut sich losgerungen, als habe ihn die Heide ausgestoßen, die so schwarz und wild zu ihren Füßen lag. Und dann! Einige tausend Schritt in das Dunkel hinaus, sie wußte das wohl, stand noch der Pfahl und wurde von der Gemeinde des nächsten Dorfes noch unterhalten zum Gedenten, daß hier ein Bauernkind von Wölfen zerrissen worden war. Freilich, das sollte über hundert Jahre her sein; es gab längst keine Wölfe mehr im Lande, die mit heiserem Scheul durch die Finsternis trabten. — Aber konnten die Nebel der Heide sich nicht wieder zu diesen unheimlichen Tiergestalten zusammenballen, damit auch das Entsetzen, das nachts auf diesen Mooren lagerte, seine Stimme wieder bekäme?

Die Alte schüttelte sich ein wenig; denn die dunkeln Vorstellungen des Volksglaubens, welche die Einsamkeit dieser Küstengegend ausgebrütet, lagen auch in ihrer Seele. Aber sie wußte sich zu fassen. Sie räusperte sich ein paarmal herzhaft und laut, damit sie nur wieder einen Ton der Menschenstimme vernähme; und gleich darauf bedachte sie es, daß ja dort unten, von wo der Schrei gekommen, der Bach durch das Bruchland gehe; es mochten zwei Ottern gewesen sein, die sich um einen Fisch oder um einen erhaschten Vogel gerausht. Ja, das war es gewesen; weiter nichts.

Wenn nur die Magd die Enten alle in den Stall getrieben hätte! Die eine mit der grünen Tolle pflegte dahinab an den Strom zu gehen und auch wohl einmal draußen zu bleiben. — Das Wässerchen, worauf sie am Tage ihr Wesen zu treiben pflegten, lag schwarz und glihernd zu ihren Füßen. Sie ging vorsichtig an dem Rand der Pfühe zur Scheuer hinab und öffnete die Tür des Hühnerstalles, aber die Dunkelheit ließ nichts erkennen; nur hinten von der Leiter herab kam ein kurzes unwilliges Gekräch des großen Hahnes.

Mamsell Meta kehrte ins Haus zurück. Noch einmal, als sie den Torflügel hinter sich anzog, schlug aus der Ferne der Tiereschrei an ihr Ohr. Hastig legte sie den großen Holzriegel vor; dann aber ging sie über die Tanne, an ihrer Stube vorbei, und trat dann aus dem vorderen Tor wiederum ins Freie. Das Licht in ihrem Stübchen warf durch die Fenster einen geselligen Schein hinaus, auch war hier gegen Westen der Himmel lichter, und drüben, wohin ihre Augen blickten, lag die Stadt und das Haus ihrer Freunde. Ein heimliches Gefühl als wie von Menschennähe überkam sie. Aber die Stadt war nicht zu sehen, nicht einmal die Kirchturmspitze, die sie am Tage aus ihrem Stubenfenster sah, und ihre Augen hoben sich unwillkürlich zu der großen blühenden Himmelskugel, die in feierlicher Ruhe auf dem dunkeln Erdenrunde stand. Es war so still, daß sie droben das leise Brennen der Sterne zu vernehmen meinte. Und immer neue, immer fernere drangen, je länger je mehr, einer hinter dem andern aus dem blauen Abgrund über ihr. Und immer weiter folgte ihr Blick; ihr war, als flöge ihre Seele mit von Stern zu Stern, als sei sie droben mit in der Unendlichkeit. „Du großer, liebevoller Gott,“ flüsterte sie, „wie still regierst du deine Welt!“ Ein roter Schein flog über den Himmel, es mochte der Strahl eines beginnenden Nordlichts sein; da gedachte sie des Weihnachtsabends und sagte: „Christkindlein fliegt!“ Die Strahlen breiteten sich aus und schossen bis zum Horizont hinab und als ihre Augen folgten, gewahrte sie unten auf der Erde, dort, wo die Stadt lag, den Schimmer eines Lichtes. Sie nickte und dachte: „Nun zünden sie die Weihnachtsbäume an.“ — Aber es fiel ihr ein, sie hatte abends nie die Lichter der Stadt gewahren können, denn eine Erhöhung des Bodens lag dazwischen, auch wenn es doch nicht gar zu fern gewesen wäre. Und jenes Licht vor ihr, es blieb auch nicht an einer Stelle, wanderte und strahlte seitdem schon weiter rechts, eben wo die große Straße entlang führte. Auch war es offenbar viel näher, als es ihr zuerst geschienen, und jetzt hörte sie drüben auf dem Steindamm der Chaussee einen Wagen rasseln, und der Schall und das Licht kamen immer näher und waren endlich fast in gleicher Richtung mit dem Hause. Plötzlich hörte das Getöse der Räder auf, aber der Schein brannte fort; es war kein Zweifel, der Wagen mußte von der Chaussee auf den Feldweg gefahren sein, der von dort fast in grader Richtung auf das kleine Gehöft führte. Und nun hörte sie auch das Schnauben der Pferde und das dumpfe Rumpeln der Räder auf dem unebenen Heideboden. Dann noch ein Peitschentknall, und eine kleine Halbkasse, an welcher vorn zwei Laternen brannten, rollte durch die Lücke des Walles und hielt in dem hellen Schein, der aus den Fenstern brach. In demselben Augenblick vernahm sie auch das Gekläff ihres kleinen Tädels, und schon arbeitete er freudewinselnd mit beiden Vorderpfoten an ihr empor.

„Da wären wir, junger Herr!“ rief Martens bekannte Stimme, der nun vom Rutschstuhl über das Rad hinabkletterte und dann das Deckleder vor der Chaise zurückschlug. „Guten Abend, Mamsell!“

Mamsell nickte nur schweigend; sie wußte nicht, was das bedeuten



Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

Denkmal des
Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Markt
in Düsseldorf im Schnee

solle. Aber schon wurde sie von einem stattlichen jungen Mann begrüßt, den sie erstaunt und knixend in die Stube nötigte. Ein paarmal, während sie eilig die Briefe auf dem Tisch zusammenräumte, wanderte ihr Blick stutzig und forschend zwischen seinem Antlitz und dem noch vor ihr liegenden Lichtbildchen hin und wider. Als er aber nach Ablegung seiner schweren Wildschur mit der Hand über das buschige braune Haar strich und der eigensinnige Wirbel sofort wieder empor-schnellte, da flog ein Lächeln glücklicher Gewißheit über ihr Gesicht. Sie streckte beide Arme nach ihm aus; und, „Meine liebe Tante Meta!“ rief der junge Mann. Und das alte Mädchen, das noch eben so allein gewesen, hielt plötzlich einen ihres Blutes in den Armen; und ein stattlicher Junge war's.

hereingerufen und gehörig instruiert war, traten sie reisefertig vor die Haustür. Der Mond war indessen aufgegangen; unten von den Wiesen blinkte der Strom herauf. Friedrich, während er die Tante in den Wagen hob, stand noch einen Augenblick und sandte wie prüfend seine Augen über die ungeheure dunkle Fläche. „Und das ist das Wasser, Tante, wo ihr heute die großen Karpfen gefangen habt?“

„Freilich, Friedrich, und den schönen Hecht nicht zu vergessen.“

„Und dort über dem Wasser liegt der Eichenbusch?“

„Woher weißt du denn das alles, Junge?“ rief Tante Meta aus dem Fond der Chaise.

„Nun, was hätte dein alter Marten mir denn unterwegs erzählen sollen? — Aber mehr Leute müßtest du haben, und jüngere,“ rief er,



Winterpracht im Bergwald

Phot. Aug. Rupp, Berlin SW 68

„Aber wo ist dein Vater?“ begann sie nach einer Weile, während der Nefte fast verlegen geworden wäre unter dem langen, zärtlichen Blick der Tante. „Er wollte ja doch selber kommen?“

„In der Stadt, Tante Meta; und ich bin hergeschickt, um dich zu holen.“

Sie wurde unruhig, zitternd in großer Erregung ging sie in der Stube umher; planlos griffen ihre Hände nach dem und jenem und legten es wieder fort. „Aber ich habe die Magd ja fortgeschickt!“ sagte sie.

„Aber, Tante, dein alter Marten ist ja wieder da.“

Und sie ging an den Ofen und nahm die Kaffeefanne aus der Nöhre. „Ich will mich fertig machen, Friedrich. Trink indes ein Täßchen und setz dich in den Lehnstuhl!“

So, während sie dazwischen bald eine Pfeffernuß auf seine Tasse legte, bald aufs neue wieder einschenkte, hatte sie endlich ihre Pelzkappe aufgesetzt und sämtliche Mäntel und Tücher umgetan. Fast hätte ihr jetzt der Mut gefehlt, ihren jungen Gast zu stören; er sah so lächelnd da, und wie ihm alles schmeckte! Aber die Sehnsucht nach ihrem Bruder gönnte ihr nun selbst keine Ruhe. Nachdem Marten

indem er zu ihr in den Wagen stieg, und es klang der Tante fast ein wenig übermütig, als er lachend und ihre Hand ergreifend hinzusetzte: „Ihr seid hier eine gar zu ehrensfeste Gesellschaft!“

Ihre Antwort verhallte in dem Geräusch des abfahrenden Wagens. Bald hatten sie die Chaussee erreicht, und nach Verlauf einer kleinen Stunde rollten sie über das Straßenpflaster der Stadt. Hier und da sahen sie im Vorüberfahren noch einen verspäteten Weihnachtsbaum brennen; im allgemeinen schien die eigentliche Feierstunde schon vorüber, nur die bettelnden Haufen der kleinen Weihnachtsfänger zogen noch unermüdet von einer Tür zur andern. Ein paar große Gebäude waren besonders hell erleuchtet; aber Tante Meta schloß die Augen, als sie daran vorüberkamen; denn hier wohnten die „neuen Beamten“, wie sie noch immer von ihr genannt wurden, obgleich schon ein ganzer Nachwuchs für sich und die verhaßte Sprache Geburts- und Heimatsrechte der deutschen Stadt in Anspruch nahm.

Auf dem Markt vor dem stattlichen Hause des Senators hielt der Wagen. Die Frau Senatorin empfing ihre alte Freundin an der Tür. „Nicht wahr, Meta,“ sagte sie, indem sie auf die große Außentreppe traten, „weniger tat es nicht, um dich zu deinen Freunden in die Stadt zu bringen?“

Meta war zu bewegt, um zu antworten. Während die Magd ihr die Reiskleider abnahm, blickte sie zur Linken in den geräumigen Kaufladen, wo sie einst mit Ehrenfried in mancher Morgenfrühe vergebliche Pläne für ein bescheidenes Lebensglück entworfen hatte. Aus der Wohnstube an der anderen Seite des Flurs hörte sie zwei Männerstimmen in lautem Gespräch; die eine kannte sie, die andere war ihr fremd geworden. Die Sprechenden mochten beide die Ankunft des Wagens überhört haben.

Als Meta mit ihrem Neffen hereintrat, sah sie neben dem Senator einen kräftigen älteren Mann mit lebhaft gerötetem Antlitz am Ofen stehen; das volle buschige Haupthaar war schneeweiß. Mitten in seiner lauten Rede brach er ab und sah sie wie zweifelnd mit seinen dunkeln Augen an, aber in demselben Augenblick hielt er die alte Schwester in den Armen.

„Da hast du ihn, Meta,“ rief der Senator, „es ist noch immer der alte Hoffegut. Wo der keine Rosen sieht, da werden niemals welche wachsen!“

Dann kam die Freude des Wiedersehens; ein langes, inniges Gespräch, ein stilles, gegenseitiges Betrachten. Aber der Erzähler war meist der Bruder; während er vor ihr stehen blieb, hatte sie sich, wie von dem Übermaß der Freude niedergebrückt, auf einen Stuhl gesetzt. Ihre Hände auf die Knie gelegt, sah sie zu ihm empor und lauschte seinen Worten. Fast blieb die Tasse dampfenden Tees unberührt in ihrer Hand, welche die Senatorin ihr gereicht hatte. „Ja, ja, Christian,“ sagte sie, „dein Gesicht ist noch das alte; es läßt nur anders bei den weißen Haaren.“

„Meinst du,“ rief er lachend, „aber sie lassen sich auch noch jetzt von keinem Schulmeister niederstreichen. Versuch es nur!“ Und er legte die Hand der Schwester auf sein Haupt. „Und nun genug von der Vergangenheit, wir wollen den Weihnachtsabend nicht vergessen!“ Dann seinem Sohne und dem Senator einen Wink gebend, führte er sie in das gleichfalls erhellte, hinter der Wohnstube gelegene Zimmer; die andern folgten nach. — Es brannte hier kein Weihnachtsbaum; in diesem Hause hatte seit vielen Jahren keiner mehr gebrannt; denn der Senator war kinderlos. Aber auf dem mit einem grünen Teppich bedeckten Tisch standen, jeder mit drei brennenden Kerzen, die sonst nur für die Festtafel bestimmten silbernen Armleuchter; zwischen den Leuchtern vor des Senators emailliertem Schreibgeschir lag ein beschriebenes Blatt Papier, daneben eine frisch geschnittene Feder.

Meta sah ihren Bruder fragend an.

„Schwester,“ sagte er, „du bist es, die bescheren soll; noch einmal sollst du deine gesegnete Hand austun und diesmal, denke ich, dir zur Freude.“

Und seine Hand auf den beschriebenen Bogen legend, fuhr er fort: „Wir haben die Punktationen eines Kaufkontrakts über den Heidehof aufgesetzt: Verkäufer ist unser Freund Albrecht hier, als Käufer sind aufgeführt die Geschwister Meta und Christian Hansen. Die Vollziehung einer andern Punktation über den Eichenbusch — denn der, wie die Sachverständigen und dein alter Marten sagen, gehört notwendig mit dazu — wartet nur auf den Abschluß dieses Handels.“

„Also du,“ sagte Meta, „warst der Käufer?“

„Ich nicht allein, Schwester; du mußt allerwegen mit dabei sein; denn meine Kräfte reichen hier nicht zu. — Ich selber kann nicht bleiben,“ fuhr er fort, indem er mit begeisterter Zärtlichkeit auf seinen Sohn blickte, „ich muß zurück an meinen Herd, aber ich schide einen Jüngeren, der die Sache aus dem Fundament gelernt hat. Schon

im Februar mag der Friedrich seinen Einzug bei dir halten, und dann könnt ihr bauen und Mergel graben und Heide brennen nach Herzenslust, damit, wenn ich nach ein paar Jahren wiederkehre, aus der braunen Steppe ein grünes Heimwesen mir entgegenleuchte. — Wir wollen einen jungen festen Fuß auf unsere heimatliche Erde setzen; denn trotz alledem,“ und seine Stimme sank bei diesem Worte, „ich lasse es mir nicht nehmen, die Herrlichkeit der deutschen Nation ist im Beginnen; und wir von den äußersten deutschen Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einst ein alter Herzog uns geheißen — wir gehören auch dazu!“

Der Senator hatte still daneben gestanden. „Du irrst dich, Christian,“ sagte er jetzt; „es rührt sich keine Hand um uns; oder“ — und er nahm ein Zeitungsblatt neben sich von der Kommode — „wie es hier geschrieben steht:

Die fremde Sprache schleicht von Haus zu Haus
Und deutsches Wort und deutsches Lied lösch aus;
Trotz alledem — es muß beim alten bleiben:
Die Feinde handeln, und die Freunde schreiben.“

Aber der alte Freischärler legte die Faust vor sich auf den Tisch, und die tiefe Narbe über der Stirn begann zu leuchten. „Mögen sie schreiben!“ rief er, „das rechte Wort wandert landaus und -ein, rastlos und unantastbar, bis es sein Fleisch und Bein gefunden hat. Langsam geht es, langsamer als anderswo; aber“ — und die breite germanische Männergestalt richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf — „das Wachstum der Eiche zählt nur nach Jahrhunderten. Laß dich nicht irren von dem, Schwester! — Lies nur die Bedingungen; der Verkäufer hat uns nirgends übervorteilt.“

Sie hatte teilnehmend diesen Reden zugehört. Nun, während der Senator schweigend seine Zeitung zusammenfaltete, nahm sie das Schriftstück und begann es aufmerksam zu lesen. Die Hand, welche das Blatt hielt, zitterte; aber ihr Antlitz verklärte sich wie von junger aufstrebender Hoffnung, da doch das Leben sich schon abwärts neigte.

Der Bruder stand ihr gegenüber; die Arme untergeschlagen, gespannt zu ihr hinüber blickend. — Sie hatte ihn wohl verstanden; er wollte ihr nach Kräften einen Ersatz der Lebensgüter bieten, auf die sie einst durch jenes schwesterliche Opfer hatte verzichten müssen. Sie blickte empor und die Augen der Geschwister begegneten sich. „Du willst mir gar nichts schuldig bleiben!“ sagte sie schüchtern; „aber, Christian, du zahlst dich arm dabei.“

Der lebhafteste Mann schüttelte sein buschiges Haupthaar, als wolle er das Gefühl abschütteln, das ihn überkam. „Nein, nein!“ rief er, die Hand wie abwehrend vor sich hinstreckend; „aber ich dachte, Schwester, du hülfest gern deinem Brudersohn zu Haus und Hof!“

Sie sah ihn an und lächelte; aber noch einmal verschwand das Lächeln für kurze Zeit von ihrem Antlitz, und sie blickte mit fast schmerzlichem Ausdruck auf das vor ihr liegende Schriftstück. Sie mochte des Toten gedenken, über dessen kleinen Schak sie jetzt auch verfügen sollte. — Dann nach einer Weile tauchte sie die Feder ein und schrieb. „Für mich — und Ehrenfried!“ sagte sie.

Der Senator ergriff die Hände des jungen Mannes, der schweigend das Ende der Verhandlungen abgewartet hatte. Sein etwas finstres Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der festen, ausgeprägten Stirn des Jünglings. „Weil du es denn gewollt,“ sagte er, zu seinem Freunde hingewandt, „dein Sohn soll uns willkommen sein. — Und morgen Weinkauf auf dem Heidehof! Nein, Meta, sorge nur nicht; wir kannten dich ja — die Braten sind schon alle hier gemacht.“

Wie entsteht eine Radierung?

Von Peter Heizingen.

Seit mehreren Jahrhunderten erfreut sich die Radierung sowohl bei Künstlern als auch bei Kunstverständigen großer Beliebtheit. Heute scheint sie einen Höhepunkt ihrer Bedeutung und Verbreitung erreicht zu haben. Trotzdem herrscht in den meisten Kreisen — oft sogar in denen sogenannter Fachleute — eine rührende Unwissenheit auf diesem Gebiete. Ueber die geschichtliche Entwicklung und die Ausdrucksmöglichkeiten der Radierkunst soll hier nichts Näheres gesagt werden, da man alles Wissenswerte in der umfangreichen Fachliteratur bequem nachschlagen kann. Dagegen soll hier — soweit es sich nicht um den Verrat getreu gehüteter Berufsgeheimnisse handelt — der Versuch unternommen werden, über die Entstehung einer Radierplatte und ihre drucktechnische Behandlung Auskunft in gemeinverständlicher Form zu geben.

Zuerst eine Kardinalfrage: Was ist eine „Original“-Radierung? Bei Laien ist sehr oft der Einwand zu hören: „Nein, ich habe keinen Druck, sondern es steht ausdrücklich dabei vermerkt, daß es das Original ist.“ Zu den frühesten Zeiten der Kupferstech- und -druckkunst war bereits die Radierung weit verbreitet. Die Bezeichnung „Original“ hat denn auch einen völlig anderen Grund. Kupferstiche waren (be-

sonders in späterer Zeit) sehr häufig Reproduktionen nach Gemälden. Die Bezeichnung „Original“ will daher gar nichts anderes besagen, als daß es sich hier um einen „originalen“ künstlerischen Einfall handelt, nicht aber um die künstlerische Wiedergabe (Uebersetzung) irgendeines bereits mit anderen Mitteln hergestellten Bildwerkes. Der Künstler hat also seinen „originalen“ Einfall auf der Platte festgehalten — mag es nun ein Gebilde freier Phantasie, eine Landschaft, ein Porträt, eine Darstellung aus der Industrie oder etwas anderes sein. Was er aber als „Radierung“ veröffentlicht, ist niemals eine Zeichnung oder etwas Ähnliches, sondern ausschließlich immer ein Druck. Mag damit auch manche schöne Illusion des einen oder anderen Besitzers eines „Originals“ zum Teufel gehen — es ist eine Tatsache, an der sich nicht das mindeste drehen und dreheln läßt.

Welche Forderungen an Zeichnung, Komposition, Persönlichkeitswert und viele andere Dinge zu stellen sind, gehört zum Komplex rein kunstphilosophischer Fragen. Da man in dieser Beziehung geteilter Meinung sein kann, so sei ihnen hier sehr gerne ausgewichen. Der Fachmann aber weiß, daß sehr viele Radierungen niemals an die Öffentlichkeit gelangen, weil dem Künstler das eine oder andere

Radiertechnische mißglückt ist. (Daß hier aber nicht ein „Leitfaden“ für Künstler, sondern nur eine knappe Aufklärung für Laien gegeben werden soll, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.) Es sei nun versucht, den technischen Werdegang in kurzen Zügen zu skizzieren. In den meisten Fällen macht der Künstler zunächst eine genaue Zeichnung seines Werkes. Als Material für die Radierung dient eine Metallplatte (in sehr vielen Fällen Kupfer, doch oft auch Zink oder ähnliches). Kupfer wird wegen der größeren Sicherheit in der Behandlung und der günstigeren Wirkung bevorzugt. Das Plattenmaterial muß sorgfältigst verarbeitet sein, denn die geringste Fehlerhaftigkeit kann üble Folgen nach sich ziehen. Daher werden meist handgeschmiedete und stets absolut sauber polierte Platten verwandt.

Wenden wir uns zunächst der am meisten verbreiteten Art zu: der Ätzhadierung. Hierzu wird die Platte zuerst noch einmal sorgfältigst gereinigt, dann erwärmt und mit einer den später zur Verwendung gelangenden Chemikalien widerstehenden Asphaltmasse, welche für diesen Zweck besonders präpariert ist — dem „Ätzgrund“ — überzogen. (Die Ränder der Platte müssen natürlich abgeschliffen und der Schärfe beraubt sein, ebenso werden die Ecken mehr oder weniger gerundet, damit später das Papier nicht durchschnitten wird.) Die Rückseite der Platte wird, um auch von hier aus jedem Zerstörungsprozeß vorzubeugen, mit undurchdringlichem Lack abgedeckt. Dann zeichnet der Künstler auf den Ätzgrund das Negativ seines Bildes, wobei er mittels Nadel oder Griffel den Ätzgrund an allen überzeichneten Stellen gewissermaßen hinweg „radirt“. Ist das Bild völlig in den Ätzgrund eingraviert, so kommt die Platte gewisse Zeit in scharfe Säuren. Je breiter und tiefer der schützende Ätzgrund entfernt worden ist, desto energischer beginnen die Chemikalien den Zersetzungsprozeß. Oft wird auch mehrere Male geätzt; zur Erzielung bestimmter Wirkungen wird dabei sogar zumeist auch die Zeichnung von Teil zu Teil weitergeführt. Metallstellen, die hierbei am häufigsten der Ätzhäure ausgesetzt sind, werden natürlich am meisten zerfressen; sie nehmen dadurch nachher die meiste Farbe an und erzeugen die dunkelste Färbung. Geheuren zu dem erforderlichen Zeichnen vor allem künstlerische Fähigkeiten, so muß für das Ätzen noch eine besondere praktische Geschicklichkeit und Erfahrung hinzukommen. Trotzdem können „veräzte“ Platten oft ausgezeichnete, wenn auch nicht beabsichtigte Wirkungen ergeben. Das gesamte Material ist eben oft so empfindlich und tückisch, daß der Künstler hierbei mehr oder weniger stets vom Zufall abhängig bleibt. Nun ist, von vereinzelteten Retuschen abgesehen, die Platte druckfertig.

Ehe wir uns nun der Drucktechnik zuwenden, wollen wir zuerst noch eine andere Radiertechnik kurz betrachten: die Kaltnadelarbeit. Die Platte bedarf hierzu keiner besonderen Präparierung, sondern die Zeichnung wird sofort mit Nadel und Stichel in die Platte selbst eingraviert. Während bei der vorhergehend besprochenen Art das Metall an den betreffenden Stellen weggebeizt wird, entsteht bei dieser festwärts von jeder Einritzung Grat, in dem die Farbe haften bleibt, so daß sich durch die größere Bindekraft ganz besondere Wirkungen — vor allem in den dunkleren Partien — erzielen lassen. Noch andere Arten der Radierung sollen hier nicht näher besprochen werden. Es sei nur noch darauf hingewiesen, daß oft bei einer einzelnen Platte in der Behandlung zu komplizierten Kombinationen der verschiedenen Methoden gegriffen wird. Bei fast allen Systemen besteht die Möglichkeit, nach Vollendung der Platte — also vor dem Druck einer Auflage — noch Korrekturen vorzunehmen. Hinzufügen ist natürlich eine bei einigen Arten verhältnismäßig einfache Sache; doch läßt sich mit Polierstahl und Schaber auch allerlei Unerwünschtes beseitigen. Ein Kapitel für sich bilden die trotz größter Vorsicht sehr leicht entstehenden Ätzflecken, die aber sehr oft dem fertigen Druck erst seinen besonderen Reiz geben.

Das empfindliche Material ist nach einer gewissen Anzahl von Abzügen abgenutzt. Deshalb wird für größere Auflagen die Platte zumeist verstäht. Sogar dem Fachmann ist es sehr oft unmöglich, nur an Hand eines Druckes festzustellen, ob eine Platte nun verstäht ist oder nicht. Denn die Qualität und Wirkung des Druckes ist kaum zu unterscheiden. Wenn trotzdem Abzüge von verstähten Platten als minderwertiger gelten, so kommt das daher, weil die Seltenheit eines Plattes seinen Wert erhöht. Der Kenner wird stets den ausdrücklichen als solchen bezeichneten „Probendruck“ bevorzugen, weil hier u. a.

noch keinerlei Altersmängel auftreten. Außerdem haben aber auch gerade die Probendrucke stets besondere psychologische Reize. Die Nummerierung ist oft sehr genau durchgeführt. So bedeutet z. B. 5/20 den fünften Druck bei einer Gesamtauflage von 20 Exemplaren. Es gibt auch Fälle, in denen der fertige Druck noch mehr oder weniger geändert wird. Mit dieser Andeutung mag sich aber der wißbegierige Leser begnügen, da es manch einem unlieb sein würde, wenn Berufsgeheimnisse ausgeplaudert würden.

Nun zur Drucktechnik. Maschinenarbeit ist hierbei ausgeschlossen. Vielmehr hängt von der Feinervigkeit, der praktischen Erfahrung und dem künstlerischen Empfinden des Druckers sehr viel ab. Eine Reihe von Radierern sind daher zugleich ihr eigener Drucker. Mit Buch- und Steindruck, die fast jeder wenigstens flüchtig aus eigener Anschauung kennt, hat dies Gebiet gar keine Berührungspunkte. Dagegen ist es mit dem (Kunst-) Kupferdruck — nicht zu verwechseln mit dem Kupfertiefdruck, einem rein maschinellen Verfahren — sehr nahe verwandt.

Die Platte muß zunächst wieder einer sehr sorgfältigen Reinigung unterzogen werden. Dann wird sie erwärmt und unter Zuhilfenahme eines Stoffballens — des sogenannten Tampons — mit einer sehr kräftigen und ölhaltigen Farbe eingeschwärzt. Die Farbe darf natürlich — ganz im Gegensatz zum Buchdruck — nur in den Tiefen haften bleiben; an allen erhabenen Stellen muß sie wieder weggepußt werden. Diese Aufgabe ist viel schwieriger, als man so ohne weiteres annehmen sollte. Denn die geringste Unvorsichtigkeit ist auf dem Druck sogleich festzustellen. Bei genauem Vergleich — eventuell unter Benützung eines Vergrößerungsglases — verschiedener Abzüge von derselben Platte wird man diese individuellen Unterschiede auch als Laie leicht erkennen können. Ein geschickter Drucker kann durch die vorsichtige Behandlung von Licht und Schatten sogar — bei derselben Platte — sehr weitgehende Unterschiede hervorrufen, die nachher nicht nur als rein technische Angelegenheit in Erscheinung treten, sondern auch rein künstlerisch von wesentlichem Einfluß sein können. Auf jeden Fall ist beim Druckverfahren gerade die Arbeit des Wegnehmens und Stehenlassens der Farbe die schwierigste und wichtigste. Es mag genügen, noch zu erwähnen, daß hierbei eine ganze Reihe von kleinen Kunstgriffen und -kniffen in Betracht kommt.

Als Druckpapier werden Bütten und Japan bevorzugt. Das Papier muß sehr saugfähig sein. Es dürfte sehr wenig bekannt sein, daß es stets in feuchtem Zustand verarbeitet werden muß, weil die (Kupfer-) Druckfarbe auf trockenem Papier nicht haften bleibt. Der Abzug selbst wird auf einer Kupferdruckhandpresse gemacht. In ihren Grundzügen ist sich eine Maschine sehr einfach: zwischen zwei Walzen, von denen die untere in Lagern festliegt, während die obere regulierbar ist, wird durch Drehen einer Walze ein Druckstich hindurchgeführt. Der Preßdruck ist nach den Sonderbedingungen des jeweiligen Bildes verschieden. Damit das Bild nicht schief auf dem Bogen steht, wird auf dem Druckstich (bzw. auf der darauf befindlichen Unterlage) das Format vorher genau eingerissen. Da der Preßdruck möglichst weich und gleichmäßig sein muß, werden über die Oberwalze eine Filzdecke und einige Flanelltücher aufgelegt. Denn bei mangelnder Elastizität kann der Abzug niemals gut werden; bei allzu geringer Nachgiebigkeit könnte die Platte sogar völlig zerstört werden. Wenn nicht doch noch Retuschen vorgenommen werden müssen (die allerdings auf drucktechnischem Wege unmöglich sind), so braucht der Druck nur noch getrocknet zu werden. Vor jedem folgenden Abzug muß die Platte erneut gereinigt und in der angegebenen Weise behandelt werden. Nebenbei sei auch noch erwähnt, daß die künstlerisch bedeutungsvollste Platte durch falsche drucktechnische Behandlung um jede Wirkung gebracht werden kann. Ebenso ist es möglich, sie hierdurch in kurzer Zeit für jede weitere Verwendbarkeit unbrauchbar zu machen. Wer es unternehmen will, eine Radierung auf Grund ihrer Wirkung nach künstlerischen Gesichtspunkten zu beurteilen, darf nie vergessen, daß hierbei auch alle drucktechnischen Momente mit in Erwägung gezogen werden müssen. Wenn unser Auge sich an der schönen Schwarz-Weiß-Wirkung erfreut, geben wir uns in den seltensten Fällen Rechenschaft darüber, daß es von der blanken Metallplatte bis zum fertigen Abzug ein weiter und mühseliger Weg ist, nicht nur in rein künstlerischer, sondern auch in technischer Beziehung. Denn selten greifen Kunst und Technik so eng ineinander wie hier.

Wer die Zeit verklagen will,
Daß so zeitlich sie verraucht,
Der verklage sich nur selbst,
Daß er sie nicht zeitlich braucht.

Friedr. v. Logau, † 1655

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückchau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Fünfzig Jahre sind bereits verstrichen, seit das Stadttheater aus dem altertümlichen Säulenbau am Marktplatz zum Hindenburgwall — der damaligen Allee — übergesiedelt ist. Dies noch immer anheimelnde und mit mancher Neuerung ausgestattete „Neue Haus“ ist jedoch hinter den heutigen Anforderungen so sehr zurückgeblieben, daß es wohl schon längst einem neuen Musentempel gewichen wäre, wenn nicht allgemein wirtschaftliche Not ans Sparen gemahnte. Solch wichtige Tage aber bieten genügend Anlaß, mutig in die Zukunft zu schauen und das Fest durch besondere künstlerische Veranstaltungen zu feiern. Dies geschah durch die Aufführung jener beiden großartigen Werke, mit denen man einstens das „Neue Haus“ eingeweiht hatte. Das Schauspiel brachte Goethes von jugendlichem Feuer erfüllten „Götz“, die Oper das Hohenlied der Gattentreue: Beethovens unsterblichen „Fidelio“. Infolge Erkrankung mußte die Rolle des Florestan von einem Gast durchgeführt werden. (Kammerfänger Gröbke unterzog sich dieser Aufgabe mit gutem Gelingen.) Im übrigen waren erfreulicherweise alle Partien mit eigenen Kräften besetzt, die größtenteils ganz ausgezeichnetes leisteten. Besonderes Interesse bekam die Vorstellung durch die neuen Bühnenarchitekturen von E. T. Pilarz. Diese aus echt musikalischem Gefühl geborenen Raumwirkungen ermöglichen stärkste und eindringlichste Vergeistigung. So konnte der Festtag mit einer wahrhaft feierlichen Veranstaltung begangen werden. — Noch mehr Laten fallen in den verfloßenen Zeitabschnitt: gelungene Aufführungen von „Madame Butterfly“ und „Hänsel und Gretel“, außerdem der Operetten „Die Frau ohne Ruß“ und „Der Orlow“. Als wichtigstes Ereignis ist aber die neue Inszenierung der „Meisterfänger“ durch Direktor Heinz Hille zu buchen. Hatte er bisher nur hinter den Kulissen starke organisatorische Fähigkeiten entwickelt, so zeigte er sich nun vor allem in der Festweise als geschmackvoller und selbstschöpferischer Regisseur. Solch leichtbewegtes Leben wie in diesem Schlußbilde haben wir auf unserer Bühne seit Jahren nicht mehr gesehen. — Im Schauspielhaus tanzte eine der Führerinnen russischer Tänzerinnen — die berühmte Tamara Karjawina mit ihrem hervorragenden Partner Pierre Vladimiroff. Ihr technisches Können ist so überwältigend stark, daß man darüber den leichten Mangel an Seelischem fast vergißt.

In den Konzertsälen war sehr rege Tätigkeit, nur leider fast stets sehr mangelhafter Besuch. Eine langjährige Versäumnis wurde nachgeholt durch die Aufführung von Arnold Schönbergs wundervoll schönen „Gurrelieder“. Leider war es nicht möglich gewesen, den Chor auf die erforderliche Stärke zu bringen. Doch leisteten sowohl er als auch das Orchester sehr Gutes. Die Namen der trefflichen Solisten verdienen genannt zu werden: Gertrud Spoerl (die ihre schwierige Partie auswendig sang), Emmi Senff-Thief, Hans Rachod, Hermann Schey, Ludwig Matern und Paul Barleben. — Ein Klavierkonzert des Gastdirigenten Emil Bohnke — von Edwin Fischer vorgetragen — ergibt sich in vorwiegend düsteren Stimmungen, ist aber in allen technischen Dingen eine durchaus meisterhafte Leistung. An Orchesterwerken gab es allerlei Altes und Neues, auf das aber diesmal wegen Raum Mangels nicht näher eingegangen werden kann. Doch muß noch erwähnt werden, daß Konzertmeister Professor Nicolai Graudan, der uns leider nach sehr kurzem Hiersein schon wieder verlassen wird, Haydns Cellokonzert sehr schön vortrug. Der jugendliche Jäger Musikdirektor Hans Weisbach soll für Düsseldorf gewonnen werden. Hoffentlich gelingt es dem sympathischen Künstler, der hohen Kultur Aufgabe gerecht zu werden, zu der eine solche Stellung im Westen Deutschlands verpflichtet.

Unter den vielen Solisten verdient an erster Stelle der Pianist Walter Gieseking genannt zu werden, der stets mit gleich großer Meisterschaft Klassiker wie Moderne spielt. Sein farbenreicher Anschlag ist wohl das Schönste, was man sich auf diesem Gebiet vorstellen kann. Severin Eisenberger steht neben hochentwickelter Technik vor allem draußengerichtetes Wesen ein. Richard Tauber gibt mit Opernarien reinere Eindrücke als mit Liedvorträgen. — Das Collegium musicum setzt mit regem Eifer die Pflege der viel zu sehr vernachlässigten Kammermusik Mozarts fort. Im Immermannbund spielte das hervorragende Budapest Streichquartett Werke seiner Landsleute, von denen das Quartett Dohnanyis am abgeklärtesten wirkte. Der rührige Bach-Verein wartete unter seinem feinsinnigen Dirigenten Josef Meyers gleich mit zwei Abenden alter Meisterwerke auf, unter denen als wertvollste Gabe ein herrlicher Psalm Händels auffiel. Das zum Teil neubesetzte Rheinische Trio spielte außer Bekanntem ein sympathisch berührendes Trio des Wiener Hans Gal. Vor allem mit Hindemiths op. 10 führte sich das Rohlf's-Quartett sehr vielversprechend ein. Die gleiche Vereinigung ließ daselbe Werk gemeinsam mit einem Haydn'schen Quartett

auf der Rundfunkausstellung im Zoo erklingen und hatte auf diese Art eine ungewohnt große, doch zahlenmäßig nicht festzustellende Gemeinde. Bei dieser Gelegenheit hielt der Unterzeichnete den einleitenden Vortrag. E. S.

Düsseldorfer Schauspiel. Als Festvorstellung zur Feier des 50jährigen Bestehens des Stadttheaters, jekt Großes Haus genannt, ging der erste Wurf des jungen Goethe, sein Götz von Berlichingen, neu einstudiert, in Szene, mit dem die Düsseldorfer Bühne 1875 eröffnet worden war. Nur hatte man diesmal die Urfassung gewählt, der man im Aufbau das Werden aus der Lebensbeschreibung des Ritters mit der eisernen Faust noch anmerkt, in der dafür aber die ureigentümliche, schöpferische Sprachkraft des bahnbrechenden Stürmers und Drängers in ihrer Wucht, ihrer Rantigkeit und ihrer Blutsfülle den Atem und Geist dieser stürmischen, rauhen Zeit viel unmittelbarer aus der ersten Erlebnisfrische beschwört. Daß der Ausgangspunkt der Aufführung die Sprache als dramatisches Hauptmittel war, bewies auch das Kürren (Sittigen blieb Episode!) der weitausladenden, gegeneinandergeführten Zweiteilung der Handlung, die sich stärker um Götz verdichtete, was den wesentlichen dramaturgischen Unterschied der sonst gespielten späteren Form des Götz ausmacht! Der Spielleiter Franz Gabels (Köln) wußte jedenfalls genau, was er wollte, und ließ sich nicht vom Stüd und den Zufällen der Darsteller tragen, sondern griff selbsttätig ein, wie auch die eigenwillige Rollenbesetzung erkennen ließ. Dieser sprachliche Antrieb, der fühlbar zu gliedern verstand, holte aus den Spielern viel für die einheitliche, groblinige Gesamtwirkung der Dichtung heraus. Sprachvoll gelangen die Massenszenen des Bauernaufstandes. Der Grundentwurf der Bühnenausgestaltung durch E. T. Pilarz (Köln), ein raumbildendes, mehrteiliges Gebälkgerüst, nahm in der Anlage den auf die einfache Massigkeit abzielenden Stil der Aufführung, wie ihn die Darstellung nicht immer durchhalten konnte, richtig auf. Die wechselnden Hintergründe waren diesmal nicht frei von einem kunstgewerblichen Einschlag, der durch farbige Charakterisierungsversuche noch erhöht wurde. Bilder wie vor der Herberge im Wald und Weislings Sterbefaß waren dafür aber herrlich! Der Götz Arthur Malkowskys hat die Kraft zur äußeren Gestalt und die Macht des Organs von Natur her und wurde mit diesen Mitteln der Erscheinung Berlichingens gerecht. Von freier, urwüchsiger Triebkraft befeelt, heimatisch, fraulich fein gebunden, und im leicht schwäbelnden Tonfall eine echte innig erfahnte Gestalt war Gertrud Falkner als Elisabeth. Daneben Frieda Hummels feine, stille Maria, Ewald Balfers menschlich ausgefüllter Bruder Martin, und sein etwas betonter guter Kerk als Franz Lese, sowie Barlebens Bauernführer, Borchardts Oskari, Gehl's Georg, Trotsförmers Selbst und Eberhards Sittigen. Adelheid und Weislingen waren Versager. — Zu Weihnachten verschieb man sich Georg Riefaus Märchen von Aladin und der Wunderlampe, das Gelegenheiten zum Schauen für die Augen der Kleinen und Großen bot, während man im Schauspielhaus auf altes, deutsches vertrautes Kindergut, nämlich auf Schneewittchen in der schönen Fassung Karl von Zellners zurückgriff und damit höchst liebevoll umging. Sehr vernünftig gestaltete sich auch der Abend mit Calderons Dame Robold in der nur zu glatten Übertragung durch Hugo von Hofmannsthal. E. Sturm hatte unter geschickter, stimmungsfördernder Ausnutzung der Drehbühne die Raumwelt der verzwickten, spanischen Komödie geschaffen, in der das Spiel am Narrenseil der Liebe munter dahinflaut, und P. Helwig ließ die typischen, von Eifersucht und Liebe, Ehre und Übermut besessenen Figuren sich im Scherz und Ernst mit Anmut und Würde bewegen. Hans Ebert steuerte eine leichte, sich wiegende Musik bei, unter deren Klängen sich tändelnd die spielerisch gezeigten Kostümreize der Komödie entfalteten und ihr künstlich gesteigertes Theater temperament geschmackvoll ausleben konnten. Cornelia Gehühr war lebenswürdig, schelmisch, eine Dame Robold von schwungvoller Laune, und Adolf Ziegler ein feuriger, strahlender Liebhaber, der zudem sprachliche Frucht aufweist. Karl Knaack machte den Diener Kosme zum bloßen Komiker, ohne doch die menschliche Rundung der Gestalt zu heben, und Friß Reiffs verbissene Eifersucht und Hedwig Sparrers zarte Goldseligkeit füllten den Rahmen des schönen Scheins, der blendenden Oberfläche weiter gefällig aus. In einer Morgenfeier las der Prager Dichter Franz Werfel Teile aus einem neuen Werk „Paulus und die Juden“, das in der Linie von „Juarez und Maximilian“ liegt, über dessen hiesige Aufführung sich der Dichter äußerst lobend aussprach. Die heutigen, fruchtbaren Möglichkeiten des Schauspielhauses offenbarte eine in allen Teilen völlig in sich abgewogene Aufführung von Goethes Torquato Tasso unter der Leitung Luise Dumonts, die hier ihre Werte als sprachschöpferischer Anwalt der Dichtung nachdrücklich ans Licht hob. Die Welt der Geselligkeit, der Sitt, in die Goethe sein Schauspiel einbeschreibt und aus der heraus die Handlung als solche ihren Ursprung nimmt, ist das Maß aller Dinge. Sie ist eine Wunschwelt, ein Traum, der in der Dichtung zur Wahrheit wird. Das Wesen dieses Unwirklichen in die Erscheinung zu bannen, es fühlbar zu machen, das einmalige und einstmalige Ideal eines Jahrhunderts entstehen zu lassen

vor unseren Augen, ohne es durch die Eiseskälte einer fremdgewordenen Form zu zerstören, sondern es auf eine erhöhte ferne Warte zu stellen, ist die Aufgabe der Darstellung. Die Wortmusik, mit der Frau Dumont die Seelen der einander wie die Instrumente im Streichquartett zugeordneten Gestalten aufeinander abzustimmen wußte, so daß sie eine Einheit in der Vielheit bildeten, war bewundernswürdig. Hier hatte der Geist die Form geädelt und im Einklang beider verklärt. Hedwig Sparrer (Leonore), Cornelle Gebühr (Sandtale), Peter Esser (Tasio), Friß Reiff (Herzog) brachten diese Kunsttat zustande. Der Antonio Hermann Greids blieb sprachgliedernd an ihrer Seite, aber der zu bewußte, zu überlegte Spieler hemmte die Gestalt in ihrer menschlichen Auswirkung. Sturms Bühnenbild atmete den Geist klassischer Gesinnung.

Dr. S.

Was man sich in der Pause erzählt.

Liebe Jugend!

In einer größeren süddeutschen Klinik passierte folgende wahre Geschichte:

Während einer Vorlesung wurde eine kleine Operation gezeigt, bei der auch etwas Blut floss. Einer im Auditorium befindlichen jungen Dame, die sehr wenig nach Medizinerin ausah, wurde es dabei schlecht.

Als sie sich etwas erholt hatte, sagte der Professor zu ihr: „Ja, ja, Fräulein, sowas gib'ts im Kunstgewerbe halt nicht!“ (Jugend.)

Literatur-Moden.

„'raus aus dem Bett, Freund — wir haben eine neue Literaturströmung!“ — „Ach, quatsch nich, Mensch — weck mich bei der nächsten!“ (Simplizissimus.)

Entwicklung.

„Geh, laß' mich aus mit die Mannsbilder! Bis in die Fünziger bleiben sie Kinder, und nachher werden sie kindisch!“ (Simplizissimus.)

Ahnungsvoll.

Bräut und Bräutigam steigen zusammen ins Examen.

„Nun, Willi,“ sagt die Studentin am kritischen Morgen, „was hast du für eine Hoffnung?“ — „Ich habe die Hoffnung,“ antwortete er mit trüber Miene, „daß du auch durchfällst!“ (Meggendorfer Blätter.)

Die Sprechstunde.

„Du bist ja schon wieder zurück, Laura.“ — „Die Ärztin hat nur von 12 bis 3 Uhr Sprechstunde.“ — „Siehst du! Da nimm dir mal ein Beispiel dran!“ (Meggendorfer Blätter.)

Der schlaue Friß.

Friß war in dem Alter, wo der Werkzeugkasten eine unwiderstehliche Anziehungskraft hat.

„Friß,“ warnte ihn die Mutter, „sieh dich vor, daß du dich nicht wieder auf den Daumen haust.“

„Sei unbesorgt,“ erwiderte Friß, „Grete hält den Nagel.“

(Morning Post.)

Natürlich.

Zwei Freunde hatten zusammen gegessen. Der eine hatte etwas über den Durst getrunken, so daß ihn der andere nach Hause bringen mußte. Als sie in der Straße antamen, wo der Benezelte wohnte, sagte sein Freund zu ihm: „Du, alter Freund, welche Nummer hat denn dein Haus?“

„Stell' dich doch nicht so blödsinnig an und stell' nicht so dumme Fragen. Sie steht doch am Hauseingang.“

(The Edinburgh Weekly Scotsman.)

Dortmund. Unsere Oper hat mit der Aufführung des im Vorjahre erstmalig herausgekommenen „Dieb des Glücks“ von Bernhard Schuster den Beweis erbracht, daß sie auch schwierigen Aufgaben mit gutem Gelingen gerecht werden kann. Der Komponist, seines Zeichens Redakteur der bekannten Zeitschrift „Die Musik“, hat sich mit der Schaffung dieses Wertes auf ein Feld begeben, das zu befruchten und zu bebauen wirklich des Schweiges der Besten wert ist, das der to mischen Oper. Wer nur in etwa die Neuersehnungen der letzten Jahre verfolgt hat, wird mit uns einer Meinung sein, daß es um die Entwicklung eben dieser Gattung ziemlich kümmerlich bestellt ist. Um so dankbarer ist jeder Versuch zur Besserung zu begrüßen. Und dieses „Schelmstück für Musik“, wie es der Dichterkomponist nennt, darf man getrost als eine wertvolle Bereicherung unserer Spieloper ansprechen. Die humorvolle Abwicklung einer im Grunde recht einfachen Erbschaftsgeschichte, namentlich die uralte Geschichte der vier Erbschleicher sichern dem Werke einen Erfolg, der gewiß von Dauer sein wird. Dazu ist die Musik durchaus klar und übersichtlich und von wohlthuender Frische. — Es war offenbar mit großem Fleiße studiert worden; der Erfolg krönte die Mühe. Den Löwenanteil an diesem hatte das Orchester, das unter Wolframs Leitung mit anerkanntem Eifer bei der Sache war.

Vorzüglich war auch Herr Wünsche in der Titelrolle, der sich äußerst fein in den Schelmen hineingedacht hatte. Nicht unerwähnt lassen wollen wir auch das köstliche Quartett der Erbschleicher. Der anwesende Komponist war des Lobes voll über die Aufführung und konnte sich dem beifallsfreudigen Hause nicht oft genug zeigen. — Auch das Burgwalltheater kam mit einer Neuheit heraus: „Des Königs Nachbarin“, ein Singspiel aus dem deutschen Rotoko in der Vertonung von Leon Fessel. Wenn man sich erst an den Gedanken gewöhnt hat, den großen Philosophen von Sanssouci als Mittelpunkt eines Singspiels zu sehen, ist die Sache gar nicht so übel. Es bleibt sogar in hohem Maße anzuerkennen, daß die bühnenmäßige Verarbeitung dieser Geschichte des großen Königs mit dem widerspenstigen Müller in solch dezenter Form geschehen ist. Zu dem etwas gewaltsam zurechtgestutzten Texte hat Fessel eine flotte, dem Zeitgeiste gut angepasste Musik geschrieben, die auch Anklänge an die soldatischen Weisen jener Zeit geschickt verwertet. Die Leitung hatte der Dramaturg und Oberspielleiter Oskar Walck, der sich keine Gelegenheit hatte entgehen lassen, die reichen Ausstattungsmöglichkeiten, die Textbuch und Vorwurf boten, voll auszunutzen. Besonders dankbar sind wir ihm für die sehr sympathische Darstellung des Königs selbst. Liesl Renar war als Müllerin und Nachbarin des Königs allerliebste. Sie schmachtete und schmeichelte ganz im Stile ihrer Urahne. Die vorzüglichen Leistungen aller übrigen Mitwirkenden fügten sich zu einer tadellosen Aufführung zusammen, an der auch der musikalische Leiter, Herr Poppe, mit seinem verstärkten Orchester verdienstvollen Anteil hatte. — Lezhin kam auch das übliche Weihnachtsmärchen heraus; dieses Mal war es sogar eine Uraufführung. Dichter des Märchens von der Bußfahrt der Prinzessin ist der bekannte Schweizer Schriftsteller Ernst Zahn, sein Landsmann Max Konrad hat dazu eine dem kindlichen Auffassungsvermögen entsprechende Musik geschrieben. Stellt man sich in die Reihe der Kinder und sieht einmal die Sache nicht mit kritischen Augen an, so kann man schon an dem Geschehen auf der Bühne seine helle Freude haben. Dieser Frechdachs von Prinzessin ist wirklich köstlich. Die Augen der Kleinen und Kleinsten, die in dichten Scharen das Theater besüllten, leuchteten. Mit heißen Baden und hochroten Ohren ließen sie all die Herrlichkeiten des Märchens, das Herr Bogenhardt mit sorgfältiger Heraushebung des Kindlich-Naiven in die Theater-Weltlichkeit umgesetzt hatte, an sich vorbeiziehen. Immer wieder mußte am Schlusse Fräulein Heinrich — wollte sagen: Prinzessin Ilse — herauskommen. Kuhring.

Dortmund. Trotz der allgemeinen Klageführung über schlechten Geschäftsgang und außergewöhnliche Geldknappheit spricht das Konzert- und Kunstleben hier immer noch sehr üppig. Das Feingold unter all dem Gebotenen jedoch sind und bleiben die Sinfoniekonzerte unseres ausgezeichneten städtischen Orchesters. Es gab deren zwei. Im ersten lernte man als Neuheit Werke von Ottorino Respighi kennen, einem der jüngeren italienischen Meister. Wilhelm Siebens temperamentvoll elastische Könnerschaft und Ausdeutungskunst gelang es, die schwierige, in drei großen Sätzen angelegte „Sinfonia drammatica“ für großes Orchester in all ihrer sonnigen Klangschönheit zu verlebendigen. Es kam noch ein weiteres dreijähriges Werk desselben Komponisten hinzu, ein Violinkonzert „im gregorianischen Stil“, d. h. so viel wie feierlich, liturgisch-kirchlich, das aber trotz harmonischer Klangfülle und Leuchtkraft infolge seiner großen Ausdehnung ermüdend wirkte. Das Orchester hielt sich glänzend. — Im zweiten erschien Max Trapp, Lehrer an der Berliner Hochschule für Musik, am Dirigentenpult. Als Einleitung hörte man Schuberts unverwundliche „Unvollendete“, die unter seiner Hand in ihrer ganzen Melodienartlichkeit und weichen Melancholie aufstrahlte. Dann folgten eigene Kompositionen Trapps: zum erstenmal für Dortmund die „3. Sinfonie op. 20“ und als Uraufführung vier Orchesterlieder — es sind traumversunkene Verse von Stefan George, Li-Tai-Po, Verlaine-Dehmel und Emil Verhaeren —, die von Max Spilcker (Berlin) in metallischem Bariton eindrucksvoll vorgetragen wurden, vom Komponisten mit dem Orchester feinsüßigst begleitet. Ein reiches musikalisches Können offenbart sich in diesen tonschönen Werken, wenn auch gelegentlich Beziehungen zu Richard Strauß, Schreker und Korngold in Erscheinung treten.

Der IV. Kammermusik-Abend begann unter dem bekannten Pianisten Edwin Fischer (Berlin) mit dem heroischen Bachschen „Präludium und Fuge in Es-Dur“, in der stilistisch klaren Bearbeitung Busonis. Es folgte Beethovens „Apassionata“, die schönste seiner 32 Klaversonaten, op. 57, in F-Moll. Der zweite Teil des Abends galt mehr dem Lyrischen: zunächst Mozarts „Adagio in H-Moll“ und dem entzückenden variierten Pastorale, dann Schuberts „Fis-Dur-Romance“ und das echt romantische Phantasiestück „Erlkönig“. Schließlich die farbenprächtige „Sonate in H-Moll“ von Chopin, deren traumhaft-holdeste Largo zum Schönsten gehört, was er geschaffen. Edwin Fischers sinfonisch-großzügiges Spiel wußte das Gebotene hinreichend und raufchend in Rhythmus und Farbe zu gestalten. Er läßt sich am

rein Pianissimo nicht genügen, sondern drängt über die Möglichkeit des Instrumentes hinaus nach Vergeistigung, nach Verschärfung der dynamischen Kontraste. — Den V. Kammermusikabend bestritt das Rosé-Quartett aus Wien. Die Rosisten — Professor Arnold Rosé, Paul Fischer, Anton Ruzitska und Anton Walter — gaben aus Beethovens unergründlich tiefer Rätselwelt „op. 18, Nr. 5, in A-Dur“, „op. 74 in Es-Dur“ und „op. 131 in Cis-Moll“, für die unserer Sprache eigentlich die Begriffsworte fehlen. Es war eine Darbietung, die alle Voraussetzungen eines idealen Kunstgenusses erfüllte: Idealität des Kunstwertes, Enthusiasmus der Darstellung, Virtuosität der Leistung und harmonisches Zusammenwirken. Professor Rosés mitreißende Energie der Bogenführung, seine unfehlbare Intonation, sein zwingender Rhythmus übertrugen sich suggestiv auf seine Genossen und führten zu einem Zusammenspiel von überlegener Sicherheit, das Gang und Aufbau der Werke in kristallener Durchsichtigkeit des Klanges bot.

Es kamen hinzu: drei Volkstümliche Sinfoniekonzerte. Das erste war dem Sänger des bewussten Deutschtums, Karl Maria von Weber, gewidmet. Es erklangen die Ouvertüre zum „Freischütz“, das „Momento capriccioso“, Marsch und Ritornell aus „Preciosa“, die „Aufforderung zum Tanz“ und die Ouvertüre zum „Oberon“. — Das zweite war Richard Wagner gewidmet. Es erklangen der „Einzug der Gäste auf der Wartburg“, das Preislied aus den „Meistersingern“ und die Einleitung zum dritten Akt des „Lohengrin“. — Das dritte galt dem Helden Beethovens, von dem man die „1. Sinfonie“ und die „Egmont“-Ouvertüre hörte. Daran anschließend sang der Westfälische Madrigalchor unter Karl Holschneider „Sehnsucht nach dem Himmel“ von Rosenmüller, Gesänge von Riez und Gernsheim sowie Glucks feierliches „Gebet“. In allen drei Konzerten führte Herbert Schmidt (Dortmund) mit großem künstlerischen Geschick den Stab.

Der Dortmunder Volksschor veranstaltete unter Mitwirkung des Neuen philharmonischen Orchesters ein großes Konzert. Die Auswahl bestand für den ersten Teil in Beethovens „Egmont“-Ouvertüre, Anton Bruckners stimmungreichen Männerchören „Mitternacht“ und „Helgoland“ (mit Orchester) nebst zwei schönen religiösen Liedern von Hugo Wolf: „Wo find ich Trost“ und „Schlafendes Jesuskind“ (nach Mörike) mit Orchesterbegleitung. Den zweiten Teil bildete die frisch-urwüchsig Richard Strauß'sche Ballade für gemischten Chor, Soli und großes Orchester „Tausender“ (nach Uhland), op. 52. Die Wiedergabe der klangprächtigen Chöre war unter Herbert Schmidts Leitung von großem Temperament getragen.

Der Dortmunder Instrumental-Verein gab sein diesjähriges zweites Sinfoniekonzert. Er pflegt vorwiegend klassische Musik. Man begann mit der „Sinfonie in C-Dur“ von R. v. Dittersdorf (1739 bis 1799), der gegen 60 Sinfonien schrieb. Es folgte das „Concerto grosso“ Nr. 5 von G. F. Händel. Im zweiten Teil ein „Konzert für Violine, Flöte, Klavier und Orchester“ von J. S. Bach, das zu den sogenannten „Brandenburgischen Konzerten“ gehört. Den Schluß bildete die „Serenade Nr. 7“ für obligate Violine und Orchester von W. A. Mozart mit prachtvollen Violinkadenz des hiesigen Konzertmeisters Heinz Schmidt-Reinecke. Unter Fritz Kerns zielbewusster Stabführung kamen die einzelnen Werke in feiner gegensätzlicher Ausarbeitung zur Geltung.

Die Zahl der Kirchenkonzerte war groß. In der Reinoldikirche zwei Kirchenmusiken. Bei der ersten wirkten Gerard Bunk als Organist und Mechtilde Sinn-Löhr (Sevelsberg) als Einzelsängerin. Es wurden Werke von J. S. Bach und G. F. Händel geboten. — In der zweiten, deren Erlös für den Ausbau einer Heldenkapelle bestimmt war, betätigten sich der Madrigalchor unter Musikdirektor Karl Holschneider, der Tenorist Karl Erb (München) und Gerard Bunk (Orgel). Der Madrigalchor spendete Weisen von Lotti, Palestrina, Gallus, Rust, Becker und Mendelssohn. Karl Erb sang mit seinem weichen, einschmeichelnden Material Lieder von Schubert sowie Arien von Händel und Mendelssohn, und Gerard Bunk diente mit Orgelvorträgen von Pachelbel und Händel. — In der Marienkirche wurden Schubert- und Brahms-Kompositionen gegeben, die durch Frau Grete Madert, den Violinisten F. Walter und den Organisten F. Schröder eine warme Auslegung erfuhren. — In der Pauluskirche fand zwecks Errichtung eines Kriegerdenkmals die Aufführung eines neuen Werkes, das Oratorium „Der verlorene Sohn“ von Musikdirektor Wilhelm Rudnick (Liegnitz) statt. Chöre und Instrumentalmusik, unterstützt von der Orgel, malen hier in einfacher Linienführung und volkstümlicher Melodik die Vorgänge dieser alttestamentarischen Geschichte, die noch durch Rezitative und Einzelgesänge verdeutlicht werden. Die Mitwirkenden setzten sich zusammen aus dem Paulus-Kirchenchor (gemischter Frauen- und Männerchor), dem Jungmädchenchor Paulus (Kinder), dem Dortmunder Instrumentalverein (Orchester), Räte Heiner-mann-Erbs (Orgel) und den Einzelsängern Betty Resting, Max Haefeler, Heinrich Feyerabend und Fritz Hackenberg. Unter Karl Ziegenbalgs ernsthafte Leitung gewann die Wiedergabe eine lebhafteste Gestaltung und wundervolle Klangfülle. — In der

Luther-Kirche gab der Luther-Kirchenchor eine Vortragsfolge von Chören (Luther-Kirchenchor), Violindarbietungen (Heinz Othaus), Gesänge für Sopran (Anneliese Kortegarn) und Orgelspiel (W. Hanke-Wernhburg) nach Moritz Hauptmann (geb. 1792), Mendelssohn, Schrader, J. S. Bach, Tenaglia, Josef Rheinberger, Schubert, Beethoven und Brahms. E. Hegenberg führte mit Umsicht und Feingefühl. — In der Synagoge das alljährliche Buß- und Bettags-Konzert. Eingeleitet wurde es von dem erblindeten Organisten Otto Heineremann mit einer „Passacaglia und Fuge in D-Moll“ von Buxtehude und einer eigenen „Fantasie in D-Moll“, die in ihrem jubelnden Stimmungsreichtum den Hörer zu packen wußte. Der Hauptträger des Abends, Magnus Davidsohn (Berlin), sang mit wohlgesculter Stimme eine Arie aus der „Schöpfung“, Hebräische Lieder und eine Arie aus „Judas Makkabäus“ unter Begleitung des hiesigen Konzertmeisters Paul van Kempen, der auch die „Sonate in F-Dur“ von Händel und das „Adagio“ von Tartini spielte. Die Orgelbegleitung für die Gesänge hatte Karl Holschneider inne. Fritz Reuter.

Dortmunder Schauspiel. Grabbes „Napoleon“ und Pirandellos „Sechs Personen suchen einen Autor“ fanden solchen Anklang, daß sie auch im Berichtsmonat den Spielplan beherrschten. Zur Feier des Schillerschen Todestages wurden „Die Räuber“ in neuer Fassung und in guter Aufführung, die sich von modernsten Spielereien fernhielt und das Zeitgewand der Dichtung pfleglich behandelte, herausgebracht. Als Weihnachtsmärchen gab es sogar eine Aufführung: „Die Bußfahrt der Prinzessin“ von Ernst Zahn. Gegenüber dem durcheinanderwirbelnden, oft verzwickten Inhalt der zu Weihnachtsrevuen gewordenen Märchenstücke ist Zahns neueste dramatische Dichtung erfreulich einfach, ja fast zu einfach, so daß sich die musikalische Begleitung zu sehr vordrängt und die Revue gleichsam durch die Hintertür wieder hereinbringt. Um alle vertraute Märchengestalten rann sich das traumhafte Geschehen, und es ist nicht immer pfeifegetränktes Neuland, das der Dichter uns schauen läßt. Aber der dritte Akt mit seinem Wunschgarten, seinen Wunschblumen, seinen bescheidenen und stummen, seinen unverschämten und zornigen Wünschen ist reizend in der Erfindung und dichterisch in der Gestaltung. Der vierte Akt ist mit der ganzen flimmernden Fülle weihnachtlicher Hochstimmung befeuert und befeuert und läßt die Kinderherzen hochschlagen. Die Musik des Züricher Kapellmeisters Conrad ist leichtflüssig und melodisch und verwendet, ohne neuschöpferisch zu sein, in geschickter Instrumentierung bekannte Kinderlieder. Sie schwebt über Gebühre in Solis, Chören und Tänzen und gerät dabei zum Teil in einen leicht-operettenhaften Ton. — Die dreiaktige Tragödie „Michael Hundertpfund“, die man besser von Eugen Ortner ein „Vollstück“ aus dem Schwarzwald nennen könnte, verströmt zwar Natur-nähe und Naturwahrheit, vermag aber keine dramatische Hochspannung zu erzeugen und trinkt an technischen Mängeln, so sehr sich auch Wilhelm Maurenbachers Spielleitung um das Gelingen der Aufführung mühte. Dr. Riel.

Dreistädte-theater Oberhausen · Hamborn · Gladbeck. Schnitzlers Schauspiel „Liebele“ atmet Wiener Stimmung und Leicht-leblichkeit, neben der die Schwerkut und dunkel-ernste Lebensauf-fassung der Musikantentochter in wohlberechnetem und eindrucksvollem Kontrast steht. Die Klangstärke dieser Kontrastwirkung muß bei einer Aufführung besonders gut abgewogen und abgestimmt werden. Das wurde in etwa vermisst in der Art, wie Martin Brandt und Meyer-Ottens die beiden jungen Studenten verkörperten. Maria Wendt war ihrer Rolle gewachsen und zeigte ein technisch sicheres Spiel. Von erschütternder Wirkung war die Christine Lucile Weyands, die auch den größten Teil des starken Beifalls für sich in Anspruch nehmen konnte.

Eine Aufführung von Presbers und Steins Lustspiel „Liselott von der Pfalz“ brachte einen wohlverdienten Erfolg für Spielleiter Reinhardt und die Darsteller. Die Verkörperung der jungen, frischen Prinzessin wie der kerndeutschen, ehrlichen Madame am sittenlosen französischen Hof durch Maria Wendt war eine ganz vortreffliche Leistung. Die gut angelegte und durchgeführte komische Figur ihres Gemahls von Helmut Rudolph hob sich wirksam ab von der Majestät des Sonnenkönigs, den Erich Werder recht glücklich verkörperte.

Ein literarisches Ereignis für Hamborn bedeutete ein Vortragsabend des Dichters Herbert Eulenberg. Da er in der Vorankündigung als der rheinische Dichter herausgestellt wurde, hätte man gern die Elemente der Gegend, in der der Dichter wurde, die Elemente des Niederrheins verpörrt, ihn als den Dichter einer Landschaft kennen gelernt, „die“, wie einmal gesagt wird, „zwischen Romantik und Industrialismus steht“. Seine Einstellung charakterisierte Eulenberg in den einleitenden Worten dadurch, daß er ein Zitat aus Sögel anführte, in dem er neben dem Romantiker Schmidbom gestellt wird. Es folgte dann eine Vorlesung aus dem Einakter „Runersdorf“, der die Gestaltungs- und Charakterisierungskraft Eulenbergs darstellt. Im Plauderton las er dann die Geschichte von „Paul und Paula“,

die mit ihrem komischen Pathos bei der geschickten Unterstreichung durch den Vorlesenden ihre Wirkung nicht verfehlte. Als Schluß des Abends spielte man Eulenburgs dramatische Plauderei „Die Glücklichen“, ein Stück Eheleben mit grotesken Übertreibungen einer unmoralischen Scheinmoral, in dem Mann und Frau sich gegenseitig nichts vorzuwerfen haben und sich deshalb vorzüglich verstehen. Dichter und Zuschauer spendeten fröhlichen Beifall.

Oskar Strauß bewährte sich im „Walzertraum“ mit seiner fein und sorgfältig instrumentierten Musik, die in ihrer perlenden Leichtigkeit stets gute Durchschlagkraft haben wird, als ein Komponist von wirklicher Begabung und anerkennenswertem Können. Der Musik entspricht leider das Libretto nicht, das ein typisches Bild für die Dandanzerscheitungen unserer modernen Operette bietet. Die Regie (Aman), das Spiel, die musikalische Darbietung unter Schulke-Markert und nicht zuletzt die Bühnenbilder von Otto Haffe, die wiederum ein günstiges Zeugnis von seinem künstlerischen Verständnis ablegten, erbrachten erneut den Beweis eines ernstlichen Willens und guten Könnens aller Beteiligten.

Unter einem besonderen Zeichen stand eine Wiederholung von Strauß' „Eigenerbaron“ dadurch, daß in der Titelrolle der hier aus der vorigen Spielzeit rühmlich bekannte Opernsänger Wünsche (Vortmund) auftrat. Man hat sich daran gewöhnt, bei der landläufigen Operette über etwaige Stimm-mängel der Sängerinnen und Sänger milde hinwegzusehen; bei Aufführungen klassischer Operetten jedoch wirken sie störend und schwächen den Gesamteindruck. Das war in dieser Aufführung anders. Wünsche mit seinem prächtigen Opernorgan führte seine klangreiche Stimme mit ihrer feinen Kultur zu Höhepunkten und bewies sich dabei auch als ein Schauspieler von Fähigkeiten und gutem Verständnis, wie es bei einem Werk des Meisters Strauß unerlässlich ist. Ks.

Werdohl. 4. Veranstaltung im Bildungsausschuß. Weiterer Plaut-

Abend. Früher lachte man sich krank, heute lacht man sich gesund. Je mehr die Zeit nach Gift und Galle geht, um so wohler tut es, lachen zu dürfen. Ich weiß nicht, welches feherisches Genie den Ausdruck erfunden hat: sich ausschütteln vor Lachen. Auf jeden Fall verdiente dieser Rekl heute seinen Ruhm wie einer, und noch allemal sind diejenigen nicht aus dem Geschlecht der Kleingläubigen gewesen, die es fertig brachten, in einem miserablen Zeitalter alles Elend, allen großen Jammer und kleinen Ragenjammer, ihr alltägliches, klägliches, angefochtenes Selbst gelegentlich auszuschütteln in einem befreienden Gelächter. Dieses Lachen ist echt, weil es über den Dingen ist, weil es die Kleinheit aller menschlichen Dinge gegenüber dem Ganzen der Welt erkennt und hinter feierlichster Maske, hinter erhabenst einherstolzender Gravität innewohnende Winzigkeit entdeckt. Mir ist immer, als würde durch solch ein Lachen so etwas wie ein Erbärmlichkeitsbazillus, der zu gewissen Zeiten in unserm Blute sein Wesen treibt,

unser Gemüt bedrückt und unsere Gesinnung kümmerlich macht, aufgestöbert und wie durch ein Serum zur Strecke gebracht. So kann es kommen, daß einer, der für das Lächerliche an Dingen und Menschen einen besonders geschärften Blick hat, ähnlich wie ein geschickter Arzt der höheren Weisheit der Natur zur Hand geht — wie der Clown bei Shakespeare, der oft genug der einzig Weise unter lauter Narren ist und mit einem Witzwort das tiefste Wesen der Welt zum Ausdruck bringt. Eine Haupteigenschaft des Shakespeareschen Clowns, nämlich den untrüglichen Spürsinn für das Lächerliche, das immer irgendwo auch in der ernstesten Situation steckt, scheint auch Josef Plaut zu besitzen — und dazu eine erstaunliche, oft groteske Verwandlungsfähigkeit, die ihn in den Stand setzt, der widersprechenden Dinge Herr zu werden. Nicht nur die verschiedensten Mundarten — der sächsischen Spießbürger

aus dem innersten „Geenigreich“ wurde mit der gleichen Meisterschaft tarifiert wie der Sohn der Roten Erde, der mit Selbstgefühl und sittlicher Entrüstung seine Berliner Soldatenerlebnisse erzählt; auch Situationen und Charaktere wechseln bunt und bunt miteinander ab und sind bei schärfster Beobachtung der Wirklichkeit doch stets auf einem Kern von drastischer Komik konzentriert, daß man nicht aus dem Lachen herauskommt. Natürlich ist nicht alles gleichmäßig, so wäre ich auch ohne die Freischüß-aufführung auf meine Kosten gekommen, aber das meiste, die Federstöße der schon erwähnte Dienstbericht des westfälischen Mustoten und das Berliner Vorstadtkind mit seinem schwadronierenden Ansager, vor allem aber das grandiose Oratorium mit den blasierten Solisten und dem begeistert brüllenden Chöre — das alles war in Sprache und Tonfall, Gesichtsausdruck und Gebärde so gelungen und zwerchfellerschütternd, daß der Saal bei den Pointen einem wahren Lachlabinett glich. h.

Werdohl. 5. Abend

im Bildungsausschuß.

Walter Rehberg mit seinem Kammerorchester.

Der fünfte Abend brachte uns zweifellos den

Dunkler Tag

Nach einem Gemälde von Hans Seyppel

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf



musikalischen Höhepunkt in diesem Winter. Walter Rehberg hat eine Leistung vollbracht, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Seine Kunst ist höchste Vollendung und ausgereifte Kultur. Es war ein glücklicher Gedanke von ihm, sich einen Stab guter Künstler zu sichern und diese zur breiteren, intensiveren Mitarbeit und Auslegung seiner aktiven Vertragstätigkeit mit zu verpflichten. Der Name Rehberg allein bedeutet schon ein erfülltes Versprechen und genügt, überall die Konzertsäle bis auf den letzten Platz zu füllen. Der hiesige Abend brachte wieder den Beweis.

Auf dem Programm standen: Ouvertüre G-Moll für Streichorchester und Cembalo, Joh. Seb. Bach. Sonate in G-Dur für Klavier von J. Haydn. Klavierkonzerte C-Moll und B-Dur von J. Ph. Rameau und das Klavierkonzert in D-Dur für Klavier und Orchester. Das letzte Konzert enthielt in jedem Satz glänzend ausgearbeitete und sinn-gemäße Kadenzgen von Walter Rehberg.

Bei Bach heißt es, die Ohren spizen, die Herzen aufgetan und aufgepaßt, was er uns sagen will. Wie Bach die Stimmen führt, so daß jede sein eigenes Lied zu singen scheint und doch alle nur ein engverschlungenes Ganzes bilden, das ist der Kunst wie der Wirkung nach unerhört.

Rehbergs Wiedergabe der G-Dur-Sonate von Haydn war schlechthin nicht zu übertreffen. Rehbergs nachschaffende Kunst ist noch innerlicher geworden, der Zuhörer muß miterleben, mitempfinden. Haydns Kunst ist immer tief mit individuellem Leben durchdrungen. Eine einzige „musikalische Rederei“ ist die Sonate G-Dur und ganz darauf angelegt, den Zuhörer durch leichtfertige Wendung des anscheinenden Ernstes in den höchsten Grad des Komischen zu necken und fast bis zur ausgelassenen Fröhlichkeit zu stimmen. Aber der Grad dieser Stimmung — und das trat besonders im Konzert in D-Dur für Klavier und Orchester in die Erscheinung — ist das unwillkürliche, aber tiefe Gefühl für das menschliche Leben, Leiden mit seinem Leid, Lachen mit seiner Torheit und immer inneres Dasein, wo Menschen Dinge vorgehen. Die Klavierkonzerte Nr. 1 und 2 von Rameau bildeten den dritten Teil des Programmes. Rameau, den Krehshmar als den größten Tonichter Frankreichs bezeichnet und einen ebenbürtigen Zeitgenossen von Händel und Bach nennt, hat bisher wenig Anhänger von Musikern und Musikfreunden gefunden.



Die Jugendherberge kurz vor der Vollendung (Vorderseite)

Rameau ist groß und vielseitig im Erfinden, besonders originell im Humoristischen, im Unmutigen und Innigen. Er spielt mit der Form und gewinnt ihr nach allen Seiten vollendete und überraschende Neubildungen ab. Wir begegnen bei ihm Klangwirkungen, die vor ihm niemand gehabt hat und die heute, nach 155 Jahren, von ihrer Frische nicht das geringste eingebüßt haben. Die feinsinnige und formvollendete Übertragung aus Rameaus Opern durch Walter Rehberg ist daher zu begrüßen und hoch anzuerkennen.

Das ausgeglichene Zusammenspiel des Orchesters unter Rehbergs temperamentvoller und hinreißender Leitung verdient rückhaltlose und dankbare Anerkennung.

Werdohl. Bildungsausschuß. Erstes Gastspiel der Haas-Bertow-Truppe Sessentirchen. Wie am fünften Abend Rehberg uns den musikalischen Höhepunkt brachte, so schenkte uns am sechsten Abend die Haas-Bertow-Truppe mit ihrem Paradiespiel und dem darauf folgenden Totentanz eine schaupielerische Offenbarung, wie sie hier doch noch nicht gekannt und gesehen wurde. Die Kunst der Haas-Bertow-Leute ist so überwältigend, so in den Bann ihres eigenen Seins zwingend, daß es kaum möglich ist, aus der Stimmung des Abends heraus auch nur irgend etwas zu schreiben, was fähig wäre, das Erlebte auch nur annähernd wiederzugeben. Man war daher auch hier so gepackt, daß unser sonst so applausliebendes Publikum stumm war bis auf einige oberflächliche Naturen, die nun mal für Ernst und Heiterkeit nur eine Gefühlsausdrucksmöglichkeit haben. Der Haas-Bertow-Abend war für den Bildungsausschuß ein voller Erfolg in künstlerischer Hinsicht. Finanziell blieb der Abend weit hinter den Erwartungen zurück.

Die neue Jugendherberge auf dem Kahlen-Asten-Berge. Wiederum haben zähe Ausdauer, Liebe zur Mutter Natur ein Werk geschaffen von unendlicher Schönheit und Gediegenheit. Ein Werk, von dem wieder einmal deutsche Jugendkraft ausgehen soll, wo sich deutsche Jugend sammeln soll in Sonntagsgedanken, dort in der stillen Heimat des Kahlen-Asten-Berges, wo kalte Winde wehen und die Lungen reinigen vom Großstadstaub. An der Straße von Winterberg nach Neuaftenberg, einer der höchsten des Sauerlandes, liegt sie. Inmitten dieser Landschaft, ganz nahe dem Punkte, von dem aus man deren großartige Gestalt, die unvergeßlichen Körper ihrer von hier aus-

gehenden Bergrücken und -ketten, mit dem Blick umspannt — eine bewußte und persönliche Bildung aus dieser Landschaft. Am Sonnabend und Sonntag, den 5. und 6. Dezember, ist nun das Werk inmitten einer majestätischen Winterlandschaft seiner Bestimmung übergeben worden. Die Einweihungsfeier nahm mit einem Volkstunfest am Schützenhause ihren Anfang, zu dem sich Jung und Alt in großer Zahl eingefunden hatte. Von der Marburger Universität waren der Hochschullehrer für Leibesübungen, Dr. Jaed, und 50 Studenten zur Teilnahme an der Feier gekommen. Nach zahlreichen gut vorgetragenen Volksliedern wurde das Spiel „Die Spinnstube“ durchgeführt. Hier auf hielt der Rektor Hahfeld (Paderborn) einen sehr interessanten Vortrag über das Thema: Heimat und Volkslied. Dr. Jaed erklärte, er werde im Geiste dieser Jugendbewegung an der Marburger Universität mit Eifer weiterarbeiten, und es sei für die Jugend besser, zu wandern als hinter dem Biertisch zu sitzen.

Der Sonntag vormittag brachte die eigentliche Weihfeier. Das Wetter war einzig schön, ein sonniger Wintertag, wie man ihn nicht besser wünschen kann. Vom frühen Morgen an strebten Mitglieder, Freunde und Gönner der D. J. H. dem etwa 6 km von Winterberg entfernten neuen Herbergsbau zu Fuß, auf Skiern und auf Schlitten zu. Pünktlich 12 Uhr nahm die Weihfeier in Anwesenheit des Re-



Die Jugendherberge kurz vor der Vollendung (Rückseite)

gierungspräsidenten König (Arnsberg) und anderer höherer Persönlichkeiten ihren Anfang. Mit dem gemeinsamen Gesang „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“, dem die Weihrede des bekannten eifrigen und erfolgreichen Vorkämpfers und Vorsitzenden der D. J. H., Lehrer Schirmann (Altena) folgte, war der Auftakt gegeben. Aus seinen Ausführungen sei entnommen, daß der Provinziallandtag für diese Jugendherberge 175 000 Mark bewilligte, dafür der öffentliche Dank. Gleichzeitig dankt den Städten, die durch Einführung des 5 Pfg.-Sages pro Kopf der Bevölkerung es mit ermöglichten, den Stadtkindern ein eigenes Heim oben in den Wäldern der Berge zu bauen. Das neue Haus soll Symbol und Zweck sein: Sells Worte an seinen Sohn Walter gelten heute mehr denn je: In den Bergen wohnt die Freiheit und Vertrauen, in der weiten Ebene traut einer dem andern nicht, befeindet einer den andern, oben ist Ehrlichkeit, unten vielfach Lug und Trug. Wir haben, so sagt der Führer des großen Werkes, das Gebäude hingestellt, die Jugend muß es mit dem rechten Geist erfüllen, wir wollen nur dienende Magd sein; an diesem Größeren, der deutschen Jugend, und an dieser Jugenderkündigung zu arbeiten, ist Dienst an Volk und Vaterland. Stürmische Heilrufe flogen dem ältesten Herbergsvater von Burg Altena entgegen. Es folgten weitere Begrüßungsworte durch den Vertreter des Landeshauptmanns, Dr. Weber, durch den Vertreter des Ministers für Volkswohlfahrt und der Regierung in Arnsberg, Herrn Sturm (Arnsberg), der noch die erfreuliche Mitteilung machte, daß er als Patengeschenk für das neue Heim, das als Zentrum für den Jugend-Winterport gedacht sei, 3000 Mark mitbringe, die in Redelschlitten und Skiern angelegt werden sollen. Hunderte von freudig erregten Kehlen riefen ihm Dankesworte zu. Weiter gaben ihrer Freude Ausdruck der Landrat von Brilon und Regierungspräsident König (Arnsberg). Der Bürgermeister von Winterberg versprach, daß die Stadt für eine passende Anpflanzung des Plazes um die Herberge sorgen werde. Nachdem übergab Architekt Gerhardt (Wetter) mit herzlichsten Worten den Schlüssel des Hauses an Herrn Schirmann, der nochmals allen Beteiligten herzlich dankte. Ein Rundgang durch die Herberge zeigte deren schönen Ausbau bei praktischster Einrichtung. Über einer reizenden Diele liegen links und rechts die Tagesräume für die Mädchen, darüber die der Jungen. Das ganze wundervoll eingerichtete Haus enthält 143 Betten, das ansprechende Äußere macht es zu einem Schmuck der ganzen Gegend.



Ultrathausplatz in Dinkelsbühl

Leibl. Anknüpfend an unsere Betrachtung im Dezemberheft bringen wir zum Andenken des größten unserer Maler der neueren Zeit als Titelbild „Die beiden Wildschützen“ (1882–1886), ein wesentlicher Ausschnitt aus einem späteren Bild großen Formats, das dem Künstler in seiner unerbittlichen Gewissenhaftigkeit nicht genügte und das er selbst zerschneidet. Das Bruchstück aus der Berliner Nationalgalerie spricht schlagend genug für sich und für Leibls Malergenie, so daß sich weitere Worte erübrigen. Im Westen ist das Kölner Wallraf-Richartz-Museum der berufene Hüter vieler seiner Werke.

Dr. St.

Hans Sachs. Vor 350 Jahren, am 19. Januar 1576, starb in Nürnberg der Schuhmachermeister und Dichter Hans Sachs im Alter von 80 Jahren, der seine zahlreichen Dichtungen in 34 Folioebänden eigenhändig niedergeschrieben hat. Viele Meisterlieder hat er für die Singeschule geschrieben. Am besten gelangen ihm gereimte Schwänke, Fabeln und Fastnachtsspiele, die uns mit ihrem köstlichen Humor noch heute ergötzen. Er war ein kerniger deutscher Mann, auf den das ganze Volk stolz sein kann.

v. W.

Aus „Hans Sachsens poetische Sendung“.

Wenn andre durcheinander rennen,
Sollst du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärnisch sich beklagen,
Sollst schwantweis deine Sach' fürtragen;
Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht,
Frumkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen.
Nichts verliedert und nichts verwickelt,
Nichts verzierlicht und nichts vertriehelt;
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihr innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land',
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reissen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirtschaft tollert,
Der Ameishauf durcheinandertollert;
Mag dir aber bei allem geschehn,
Als täftst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolf auf Erden,
Ob 's ihm möcht eine Wihung werden.

(Goethe 1776.)

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, einer unserer besten Schriftsteller, erblickte vor 150 Jahren, am 24. Januar 1776 in Königsberg das Licht der Welt. Ganz im Einklang mit seiner wechselvollen Natur war er abwechselnd Theaternusikdirektor und Kammergerichtsrat. Seine meisterhaften phantasievollen Erzählungen, die fast alle einen Einschlag ins Grausige haben, sind heute noch ebenso lebendig wie zur Zeit ihres Erscheinens. In ihnen lebt der Geist ihres Schöpfers, dem vor den Spaltgestalten seiner reichen Phantasie in nächtlichen Stunden zuweilen selbst bange wurde. „Elisere des Teufels“, „Nachtstücke“, „Lebensansichten des Kater Murr“ und vor allem „Das Fräulein von Scuderi“ sind wohl seine besten Werke, bei deren Lektüre man sich staunend fragt, wie es möglich war, daß ein solcher Mann gleichzeitig einen trockenen Beamtenposten ausfüllen konnte.

v. W.

Josef von Görres wurde am 25. Januar 1776 in Koblenz geboren, hat sich als Gelehrter und Schriftsteller von ganz außerordentlicher Begabung unergängliche Verdienste um die Erweckung und Hebung des vaterländischen Sinnes in den Jahren 1814 bis 1816 durch Gründung des „Rheinischen Merkur“ erworben. Seine von feurigem Gefühl für das Deutschtum erfüllten Aufsätze stellen in ihrer formvollendeten, lebensprühenden Ausführung schriftstellerische Meisterwerke dar, die bis heute kaum erreicht, geschweige übertroffen sind. Wegen der machtvollen Wirkung, die von dieser Zeitschrift ausging, haben ihn die Franzosen damals die fünfte europäische Großmacht genannt. Raum ein anderer hat es wie er verstanden, sich zum Sprachrohr der Seele des ganzen Deutschtums zu machen. Leider hat es damals die übel beratene preussische Regierung nicht verstanden, einen solchen Geist für sich zu gewinnen, sondern sie hat ihn verfolgt, so daß er flüchten mußte und nunmehr ausschließlich die Belange der katholischen Kirche vertrat. Aber auch an Beschimpfungen hat es ihm nicht gefehlt, wie das gemeinhin allen hervorragenden Geistern geht. Heinrich Heine, der allerdings das Schimpfen als Spezialität betrieb, nannte ihn eine „Hyäne“, aber uns geziemt es, sein Andenken in Ehren zu halten.

v. W.

Gasparo Spontini vor 25 Jahren gestorben. Der „Vater der großen Oper“ wurde am 14. November 1774 zu Majolati bei Jesi im römischen Kirchenstaat geboren und starb dortselbst am 14. Januar 1851. Trotz seiner italienischen Abstammung stand er dem leeren Getlingel der zeitgenössischen welschen Oper fremd gegenüber. Sein leuchtendes Vorbild war Gluck, wenn er auch dessen Forderungen nach dramatischer Wahrheit als echtes Kind seiner Zeit nicht völlig zu erfüllen vermochte. Heute gehört sein Name fast nur mehr der Geschichte an. Denn die Tage, da „Die Vestalin“, „Fernando Cortez“ und „Olympia“ den größten Opernerfolgen zuzuzählen waren, sind lange vorüber. Schuld daran ist zum großen Teil die Wesensart des Komponisten, der sich allem romantischen Einfluß streng verschließen wollte. Er war von dem Glauben (der schon beinahe an Aberglauben grenzte) erfüllt, daß seine Richtung die einzig maßgebende sein könne. Das Ethische seiner Heldenoperen wird ihren Wert für immer sicherstellen. Als Mensch stets von großer Hilfsbereitschaft, berührte er doch häufig als eigenartiger Rauz, mit dem nicht sonderlich gut Kirschenessen war. Während seiner langen Tätigkeit als General-Musikdirektor in Berlin hat er sich große Verdienste um die Förderung deutscher Musik erworben. Richard Wagner schätzte ihn als einen der ehrlichsten Künstler sehr hoch. Er weist auch darauf hin, daß sein „Rienzi“ durch Spontini stark beeinflusst ist. Als besondere Eigenart der damaligen Oper — und auch der prunkgefüllten Spontinischen Heldenoper — ist der freudige Aus-



Häuser am Ultrathausplatz in Dinkelsbühl

lang (selbst bei tragischsten Stoffen) zu bemerken. Sein Stern verblüht in Deutschland vor allem durch das Aufblühen des Weberischen Schaffens. Ob Spontinis Opern wieder einmal zu neuem Leben erwachen werden? Seine edle und vornehme Melodik würde gewiß auch heute noch zünden. C. H.

Doppeljubiläum eines deutschen Opernkomponisten. Am 21. Januar werden 75 Jahre verflossen sein, da Albert Lortzing seine Augen für immer schloß. Und am 23. Oktober wird sich zum 125. Male der Tag jähren, da er das Licht der Welt erblickte. Ein übermäßig langes Leben ist ihm also nicht beschieden gewesen, wohl aber ein an Sorgen und Entbehrungen überreiches. Das hat ihn aber nicht gehindert, eine Reihe Werte zu schreiben, die von ergötlichem und natürlichem Leben übersprudeln. Deshalb gebührt ihm mit Recht der Ehrentitel eines Klassikers der Volksoper. Nur einmal hat er den Flug ins romantische Gebiet gewagt: in seinem Schmerzenskind „Undine“, das neben vielem Sinnigen den gleichen gesunden Sinn für Humor aufweist. Wie lieb sind uns allen die schlichten, tiefinnerlich deutsch empfindenden Menschen seiner Opern geworden! Sie sind allen so vertraut, daß es kaum notwendig sein wird, ihre Namen und Charakterzüge zu wiederholen. „Zar und Zimmermann“, „Wildschütz“ und „Waffenschmied“ werden mit ihren lebenswürdigen Weisen niemals von der Bühne zu verdrängen sein. Und zugleich steht in ihnen so viel hohe und feine Kunst, daß selbst der verwöhnte Theaterbesucher sich immer gerne wieder ihrem Reiz hingibt. Außer dem rein empfindenden Herzen des Künstlers war noch ein anderes an ihren großen Erfolgen beteiligt: seine große Vielseitigkeit. Denn er war nicht nur ein tüchtiger und beliebter Darsteller und Sänger, sondern zugleich sein eigener Dirigent und Regisseur, dazu sogar noch sein eigener Textdichter. Seine zahlreichen Briefe geben Zeugnis von einem Menschen, dessen Herz ebenso schlicht und wahr war wie seine künstlerische Äußerung. Eine der ergreifendsten Stellen sei hier angeführt: „Der deutsche Komponist Albert Lortzing muß alle acht bis zehn Tage seine Familie verlassen! Ihre geringe Barschaft reicht kaum so weit, bis er wieder etwas verdient hat! Er selbst hat kaum soviel, um den Dampfwagen bezahlen zu können!“ Schwer hat er um Anerkennung ringen müssen, und da man ihn so ehte, wie er es verdient hatte, war er schon lange tot. Aber seine heiteren Opern werden immerdar jung bleiben und noch manches Herz erfreuen! C. H.

Verdis fünfundsingzigster Todestag. Aber das Leben dieses Komponisten, der zu den erfolgreichsten und beliebtesten auf dem ganzen Gebiet der Oper gehört, braucht wohl kaum noch etwas gesagt zu werden. Daher hierüber nur einige knappe Notizen: geboren am 10. Oktober 1813 zu Roncole bei Busseto, gestorben am 27. Januar 1901 zu Mailand. Erstaufführung seiner ersten Oper „Oberto“ an der Mailänder Scala am 17. November 1839, seiner letzten „Falstaff“ an der gleichen Stelle am 9. Februar 1893. Dazwischen schiebt sich — außer einigen hochbeachtlichen geistlichen Werken und einem Streichquartett — die stattliche Reihe von rund fünfundsingzig Bühnenwerken. Nicht alle sind von gleichem Erfolg betroffen worden, und doch zählten die ausgesprochenen Nieten zu den Seltenheiten. Daß manche Schöpfung aus der Übergangszeit heute völlig verschwunden und vergessen ist, liegt daran, daß gerade diese Schöpfungen naturgemäß nicht den Stempel persönlichen Ausdrucks tragen konnten. Ganz besondere Lieblinge des Publikums sind das in den Jahren 1851 bis 1853 entstandene Dreigestirn „Rigoletto“, „Traviata“ und „Erosbadour“. Einwirkungsfähige Melodik feiert hier noch immer bewunderte Triumphe. Demgegenüber ringt der alternde Verdi nach Abgellärtheit. Diese reifen Früchte „Aida“, „Othello“ und „Falstaff“ gehören zum Schönsten und Innigsten, das jemals auf dem Gebiet der außerdeutschen Oper geschaffen wurde. Hier ist ein durchaus edles Streben nach Wahrheit, und es ist nur zu bedauern, daß sich breitere Kreise um diese herrlichen Gaben verhältnismäßig noch wenig gekümmert haben. Verdi war eine durchaus ehrliche und allen äußerlichen Ehrungen völlig abgeneigte Natur. Als Mensch hat er sich durch sehr großzügige und reiche Stiftungen ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Richard Wagner und er — zwei große Gegensätze und doch die unbesiegteten Herrscher der Oper des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine schöne, wenn auch sagenhafte Schilderung der Begegnung dieser beiden Großen finden Kunstfreunde in dem lehrreichen Roman „Verdi“ von Franz Werfel. C. H.

Aus dem Norden das Licht,
Aus dem Süden das Dunkel.

Der Zauberschlüssel zur Sprachkunde. „Vom Bilsenraut und Sonnengott. Eine sprachgeschichtliche Weltumsegelung“ von Dr. Hans Haller Schleiden in Begleitung bei Leiden (Holland) im Nebeljahr 1925. Preis 5 Mk. = 3 holl. Gulden = 5 engl. Schillinge = 1¼ Dollar. Gegen Voreinsendung zu erhalten vom Verfasser, einzeln auch in Deutschland von seiner Schwester, Frau D. Erdmann in Lübeck, Geibelplatz 4. — Nachdem Verfasser in mehr als dreißigjähriger Arbeit ein natürliches Stellsal (griechisch systema) und einen Stammbaum der Blütenpflanzen aufgestellt hat, wendet er jetzt die in der germa-

nischen Entwicklungslehre und 5½ Jahre lang in den östlichen Wendekreisländern gesammelten Erfahrungen in der gleichfalls noch sehr rückständigen Sprachkunde an, um die Wörterstammbäume der indogermanischen und anderer Sprachen zu ermitteln (vgl. S. 45). Im Anschluß an eine im Lenzingheft der Monatschrift „Naturfreunde“ (Deimold 1925) veröffentlichte Arbeit über „Hexe und Eidesche“ wird in dieser neuen inhaltsschweren Schrift der Beweis weitergeführt, daß die meisten Wörter abgeleitet sind von den Zahlwörtern zwei „Daumen und Zei-ge-finger mit dem Winkel da-zwischen“ (vgl. S. 58), d(e)rei = maorisch toru „mitten durch die Hand“ (S. 25) und zumal urgerm. squai- „o-berster, ge-so-nderter Finger, ei-ns, se-chs, A (i)-nfang, (e)-n, -sa-m usw.“ (vgl. S. 11 Anm.), daß es vermutlich Urgermanen oder ihre europäischen Vorfahren gewesen sind, welche die Sprache hauptsächlich aus einer Art Fingersprache mit begleitenden Urwörtern (Wurzeln) entwickelten und sie kreuz und quer über die Erde verbreiteten (S. 22), z. B. über die Südküste und längs des nördlichen Eisrandes nach Amerika (S. 53 bis 55), und daß überhaupt überall auf der Erde nur Völker oder wenigstens Oberschichten nordischer Rasse die Schöpfer aller höheren Lebenswerte (Sitten und Gebräuche, höherer Glaubens-, Staats- und Rechtsformen, Künste, Wissenschaften usw.) gewesen sind. Dadurch wird die Schrift voraussichtlich eine vollständige Nordwärtschwenkung der gesamten Sprachforschung und aller auf ihr beruhenden Zweige der Menschheitsgeschichte einleiten und nicht nur durch Deutung der Namen von Göttern, Völkern, Orten, Menschen, Tieren, Gewächsen usw. die Beachtung der Forscher und Lehrer dieser Wissensgebiete verdienen, sondern überhaupt die aller Gebildeten. Wegen der außerordentlichen Bedeutung dieser Erkenntnisse für die nordische Rasse und der sich daraus für das Leben von Völkern und Einlingen ergebenden Anwendung wird darum ersucht, durch Besprechungen usw. weiteste Kreise auf die Schrift aufmerksam zu machen. Im Gegensatz zu dieser schon stark ins einzelne gehenden Schrift wird eine kleinere „Der nordische Mensch als Schöpfer aller höheren Lebenswerte“ die bisherigen Hauptergebnisse in kurzer allgemeinverständlicher Zusammenfassung bringen. Statt indogermanisch muß es doch eigentlich germanisch-indisch oder besser germanisch heißen.

Historie und Dichtung. Ist dem historischen Roman oder der historischen Erzählung überhaupt eine neue Blüte beschieden? Es hat fast den Anschein, denn unter den Neuererscheinungen der letzten Monate zählt man nicht nur eine Vielzahl von Büchern, deren Verfasser alte Zeiten und Menschen vergangener Jahrhunderte in und mit diesen, in und mit ihrem Wollen und Sollen, ihren sozialen, religiösen und geistigen Bestrebungen im Roman wieder beleben, sondern unter dieser Vielzahl befindet sich auch eine nicht kleine Auswahl, die das Maß des Durchschnittlichen weit überragt.

Am ersten Stelle ist hier des mit seinem dritten Bande „Das dritte Reich des Paracelsus“ nun vollendet vorliegenden Paracelsus-Romans von Erwin Guido Kolbenheyer (Georg Müller, München) zu gedenken. Was der erste und der zweite Teil dieses nicht anders wie gewaltig zu nennenden Romans verheißen haben, der dritte und letzte hält es. Seit dem Erscheinen des ersten Bandes sind nicht weniger als acht Jahre verstrichen, und die lange Zeit des Wachsens und Reifens des Kolbenheyerischen Wertes entspricht dem Wert des Gewordenen. Pyramidenartig hat der Dichter seinen Roman aufgebaut. Breit hat er in dem ersten Teile des Romanes den Untergrund gelegt, hat er aus einer Fülle von Einflüssen engerer und weiterer Umgebung, innerer und äußerer Art den jungen Theophrastus Bombast von Hohenheim herausgewaschen lassen, hat dann das Aufgehen seines Sternes, aber auch die aus seiner überragenden Größe folgende Vereinzelung im zweiten Bande geschildert und zeigt nun seinen Theophrastus im letzten Teile als den großen Einsamen, den Verkannten, der sich weit über das gar nicht so enge Sondergebiet seines Berufes hinaushebt, in allen geistigen Strömungen seiner Zeit steht, an den religiösen Fragen, die seine Mitwelt bewegen, lebhaften Anteil nimmt und der ihm letzten Endes als nichts anderes erscheint denn eine Verkörperung des ewigen, über allen Unterschieden und Eigentümlichkeiten von Zeiten und Landen stehenden, zum Ursprünglichen durchgebrungenen, in ihm haftenden, von ihm zeugenden und zu ihmweisenden Geist der Menschheit überhaupt, des „wesentlichen Menschen“. Den geschichtlichen Menschen als den Träger der Ideen seiner Zeit sieht und gestaltet Kolbenheyer gewißlich in seinem Paracelsus, aber der tritt in diesem dritten Bande doch zurück vor dem sich zum Urbild des strebenden, faulstischen Menschen aufredenden Genie, das sein Dringen in die Tiefe und sein Wissen um letzte Geheimnisse mit seiner Vereinsamung zahlen muß. Wenn Kolbenheyer sein Buch mit den Worten schließt: „Ecce ingenium teutonicum!“, dann hat er nicht zuviel gesagt: von dessen Art und dessen Wert weht aus Kolbenheyers selten starkem Roman mehr denn ein Hauch! Stark ist dieses Werk dem Gehalt nach, es ist es aber auch hinsichtlich der Gestalt. Kein Wort dieser durch ihren altertümlichen Klang ungemein voll und bildhaft wirkenden Sprache ist überflüssig. Was da steht, knorrig, machtvoll, schwer, aber

gesund, in einer an Wilhelm Raabe erinnernden Prosa, das hat etwas zu sagen! Das wirkt durch sich, wirkt doppelt stark, weil der Gehalt sich hier die ihm einzig passende Gestalt geschaffen. Leicht ist die Lektüre des Kolbenheyerischen „Paracelsus“-Romans nicht, aber sie vermittelt ebenso sehr Genuß wie Gewinn!

Zeitlich nahe steht dem „Paracelsus“, spielt wie er im sechzehnten Jahrhundert die neueste Dichtung Emanuel Stidelbergers. „Zwingli“ (Grethlein, Leipzig) nennt sie sich, und Zwingli steht mit seiner Entwicklung, seinem Wollen und Streben, seinem Ringen und Siegen, seinem Aufstieg und seinem Heimgang im Mittelpunkt dieses Romans, der einer Zeit voll Särung und Unruhe in einer Fülle von Menschen Leben und Farbe gibt. Stidelberger umreißt Menschen mit wenigen Strichen, aber diese Striche sind bezeichnend, sie umgrenzen den Menschen in seiner ganzen Eigentümlichkeit, in seinem Wünschen und Sein, rücken ihn in ein scharfes und helles Licht. Der Mensch mit

Gesellschaft nicht zu ihrer Blüte entfalten kann, zu einem Gegner des Geschehenden und Gewordenen, nun aber nicht mehr Fortschreitenden, Stagnierenden werden läßt! Einen solchen Feind der Gesellschaft sieht Hans Leip in seinem Godeke Michels, sieht er in seinem Magister Witbold, der, einst eine Zierde der Oxforder Hochschule, als Genosse Godekes auf dem Broke zu Hamburg Blut und Leben lassen muß, weil ihn sein Streben nach Ungemeinem und Ungewöhnlichem über Meere und Wellen, zu fernen Landen und Gestaden, durch Gefahren zu Wasser und auf fester Erde, durch Kampf und Not, durch Liebe und Leid führt. Die Bunttheit des Geschehens, das dieser Roman in berstender Fülle hegt und das der Dichter in erfrischender Ursprünglichkeit und in markiger Sprache zu einem durch seine innere Einheitlichkeit mitreißenden Erleben zusammengeballt hat, schließt sich um Godeke Michels und Witbold, zwei Kraftgestalten aus einem Guß und einem Riß zusammen!



Dorf im Winter

Julius Sohn, Hofphotograph, Düsseldorf

Nach einem Gemälde von Klein-Diepsold

seinem Sehnen, mit dem tiefen Verlangen seines Innern nach Jenseitigem reißt sich im Kern dieses Romans auf, der in der edlen Ausgeglichenheit, der glanzvollen Klarheit der Sprache an R. F. Meyer gemahnt!

Idealistisches Streben klingt aus diesem Buch, es klingt auch, so seltsam das zuerst scheinen mag, aus Hans Leip's Buch von Raten und Taten der Litedeeler, seinem Roman von Seeräubern und Hansen, von Herren und Knechten: „Godekes Knecht“ (Grethlein, Leipzig). Die Sehnsucht, die alte liebe deutsche idealistische Sehnsucht, das nicht auszurottende, immer wieder auftauchende und wieder begrüßte, weil aus edelsten Tiefen stammende deutsche Verlangen nach Größe, nach Taten, die Mannes Kraft und Mannes Wert aufdecken, die nicht alltäglich sind, die durch Gefahr und Not und Tod führen, Taten, die Naturen verlangen, welche um des vom geistigen Auge Erschauten, des Erträumten, des Erhofften willen auf alles tatsächlich Vorhandene, alles Irdische zu verzichten bereit sind, herrscht hier. Jenes Sehnen, das in Tagen der Not und der Größe zu Heldentaten im Dienste der Allgemeinheit führt, das seinem Träger dann zu ewigem Ruhm verhilft, das ihn aber in Zeiten der Kleinheit und der Kleinlichkeit aus der Gesellschaft hinaustreten, ihn zu einem Eigenbrötler, ja zu einem Feind der Gesellschaft, und zwar aus einer inneren Größe, aus einer Art Hochachtung vor der Menschheit, die sich in der vorhandenen

Historie ist auch das Stoffliche der neuen Novelle und der Anekdoten, die Wilhelm Schäfer (bei Georg Müller, München) vorlegt. „Hölderlins Einkehr“ nennt sich die erste. Sie erzählt von Hölderlins Aufenthalt in Frankreich eine so wunderbare, so zauberreiche Mär in so kristallklarer, von allem Alltäglichen wie auch Gefuchten gleich ferner Sprache, daß man sich nur schweigend und genießend der Schönheit dieser Dichtung in Prosa hingeben soll und kann, in der ein Dichter einen Dichter in seinem Innersten und Geheimnisvollsten erlebt und gestaltet hat. Erdverhafteter sind die Erzählungen in dem Band „Neue Anekdoten“. Doch wovon Schäfer hier auch berichtet, welches Jahrhundert er in seiner klaren und ruhigen Weise aus den Schleiern der Vergangenheit heraus in helles Licht treten läßt, welche Personen, ob Fürsten und Staatsmänner, Helden des Schwertes und der Feder, Maler und Musiker, Männer und Frauen er in heiterem oder ernstem Geschehen sich handelnd selbst charakterisieren läßt, seine Anekdoten fesseln nicht nur durch das Was, sondern auch durch das Wie; sie machen nicht nur mit einem über die Kleinlichkeiten des menschlichen Daseins erhabenen Menschenbeobachter bekannt, sondern auch mit einem Meister des Wortes und der Darstellung, dessen Schilderungen zu lauschen nicht nur angenehm, sondern auch gewinnbringend ist!

Dr. Heino Schwarz.

„Die Feuerwehr auf der Gefolei.“ — Ein weiterer Kongreß mit 20 000 Teilnehmern. — Um weiteste Kreise mit dem Wesen und Wirken der Feuerwehr bekannt zu machen, wird die Städtische Branddirektion Düsseldorf auf der nächstjährigen Ausstellung mit einer eigenen Sonderchau und einem 35 m hohen Übungsturm vertreten sein. An diesem werden allwöchentlich den Besuchern Übungen vorgeführt, die anschaulich zeigen werden, mit welchen modernsten technischen Apparaten und Einrichtungen die Feuerwehr in Fällen der Gefahr zu arbeiten in der Lage ist.

Die Ausstellung der Feuerwehr erhält noch eine besondere Note durch den gewaltigen Kongreß der freiwilligen Feuerwehren, nämlich des „Feuerwehr-Verbandes der Rheinprovinz“, des „Westfälischen Feuerwehr-Verbandes“ und des „Preussischen Landesfeuerwehrverbandes“. Diese Verbände haben beschlossen, vom 11. bis 20. August 1926 hier eine „Rheinisch-Westfälische Feuerwehrwoche“ zu veranstalten, in deren Rahmen am 15. August ein großes Feuerwehrfest, zu welchem etwa 20 000 Feuerwehrleute in Uniform erwartet werden, stattfinden wird.

Die Luftfahrt auf der Großen Ausstellung.

Der umfassende Rahmen der Großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen Düsseldorf 1926 ist um ein neues bedeutendes Glied erweitert worden. In großartigster Weise werden Wissenschaft und Praxis der deutschen Luftfahrt zur Darstellung gelangen. Unter Mitwirkung der deutschen Luftfahrzeugindustrie, des Reichsverkehrsministeriums, der deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt, der Seewarte, der Technischen Hochschulen, der Bayerischen Landeswetterwarte, der Luftverkehrs- und Sportflug-Gesellschaften des Aeroclubs von Deutschland und der Rhön-Rositten-Gesellschaft, wird unter Führung der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt ein für die Allgemeinheit verständliches und fesselndes Bild von höchster Verbekraft für unser gesamtes Luftfahrtwesen geboten werden.



Winterlandschaft mit Hasen

Nach einem Gemälde von Chr. Kröner

Gefolei. Staatsminister a. D. Dominicus, Stetten am kalten Markt, schreibt über die Große Ausstellung Düsseldorf 1926: Das große Vorhaben der Stadt Düsseldorf, im Jahre 1926 eine große Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen zu veranstalten, ist zu bewundern. Es beweist, welche große Spannkraft in der Gemeindeverwaltung dort noch steckt, ungeachtet der unendlich schweren Bedrückung, die gerade die Stadt Düsseldorf in den letzten Jahren durch die feindliche Besetzung hatte erdulden müssen. Verdient schon aus diesem Grunde dieses Unternehmen der Stadt Düsseldorf die weitest-

gehende Unterstützung, so kann man sicher sein, daß auch sachlich diese Ausstellung etwas Besonderes bedeuten wird. Dafür bürgen die Energie und Umsicht der Vorbereitungsarbeiten, die von langer Hand und nach ganz großen Gesichtspunkten unternommen worden sind. — In einer am Sonntag, den 25. Oktober in Berlin stattgefundenen Sitzung des Leipziger Ärzteverbandes und des Deutschen Ärztevereinsbundes haben diese beiden größten deutschen ärztlichen Ständesorganisationen beschlossen, sich in größerem Umfange an der Gefolei zu beteiligen. Über die Ausstellung selbst sagte Prof. Schloßmann in einer Versammlung der Pressevertreter u. a.: „Düsseldorfer Ausstellungen sind immer Qualitätsausstellungen gewesen. Dieser Tradition zu folgen, hat sich die Ausstellungs-

leitung besonders auch in ihrem wissenschaftlichen Teil zur Pflicht gemacht.“ Wir hoffen und wünschen, daß es auch diesmal gelingen wird.

Rußland auf der Königsberger Frühjahrsmesse. Die Handelsvertretung der U. d. S. S. R. hat beschlossen, sich auch an der Königsberger Frühjahrsmesse (14. bis 17. Februar) als Aussteller zu beteiligen. Infolge der guten Erfahrungen, die Rußland auf der Herbstmesse gemacht hat, ist geplant, die Ausstellung russischer Exportgüter bedeutend zu erweitern. U. a. wird auch der „Gostorg“, das staatliche Import- und Exportkontor in Moskau, auf der 12. Deutschen Ostmesse ausstellen.

Technische Gedenktage für Januar

- | | | | |
|--------------|---|--------------|--|
| 2. 1. 1873 | Erbauung der ersten Drahtseilbahn in Deutschland durch Adolf Bleichert. | 15. 1. 1898. | Zu London stirbt Henry Bessemer, der bedeutende Eisenhüttenmann. |
| 2. 1. 1847 | Der Artillerieleutnant Werner Siemens überträgt den Mechanikern Böttcher und Halske die Anfertigung eines elektrischen Telegraphen. Damit beginnt die Vereinigung von Siemens & Halske. | 17. 1. 1706. | Benjamin Franklin zu Boston geboren. Er erfand den Bligableiter. F. war ursprünglich Buchbinder, dann Elektro-Physiker und später Staatsmann. |
| 4. 1. 1850. | Oeschelhäuser, Wilhelm von, Dr.-Ing. e. h., gest. 1922, hervorragender Gastechniker, in Frankfurt a. d. O. geboren. | 17. 1. 1867. | Werner Siemens läßt durch den Physiker Heinrich Magnus, Entdecker des Magnus-Effekts, die Theorie der dynamo-elektrischen Maschinen vortragen. |
| 4. 1. 1873. | Der berühmte Flugzeugtechniker Edmund Rumpler in Wien geboren. | 18. 1. 1736. | Friedrich König, Erfinder der Buchdruckschnellpresse, in Oberzell gestorben. |
| 7. 1. 1455. | Peter Vischer, der berühmte Erzgießer, in Nürnberg geboren. Eines seiner besten Werke ist die Figur Dietrichs von Bern in Innsbruck. | 19. 1. 1736. | James Watt, Erfinder der Dampfmaschine, zu Grenock in Schottland geboren. |
| 7. 1. 1834. | Philipp Reis, der Erfinder des Telephons, in Gelnhausen geboren. | 20. 1. 1865. | Das Karlsruher Polytechnikum wird Technische Hochschule. |
| 9. 1. 1875. | Gründung der deutschen Seewarte in Hamburg. | 22. 1. 1900. | David Eduard Hughes, der Erfinder des Drucktelegraphen, stirbt in London. |
| 10. 1. 1834. | Otto Schott schließt mit Zeiß den Vertrag zur Gründung eines optischen Glaswerkes in Jena. | 23. 1. 1632. | Der Botenmeister Veit Frischmann erhält in Berlin die erste bekannte Konzession zum Zeitungsdruck. |
| 12. 1. 1625. | Jan Bruegel der Ältere stirbt zu Antwerpen. Er ist der Schöpfer des berühmten in Berlin befindlichen Gemäldes „Schmiede des Vulkan“. | 23. 1. 1710. | Gründung der ersten europäischen Porzellanfabrik durch Böttcher zu Meißen. |
| 12. 1. 1863. | Gründung der höchsten Farbwerke durch Lucius und Adolf Brüning. | 24. 1. 1712. | Friedrich der Große geboren, der große Förderer des Gewerbewesens und der Industrie im Bergischen, in der Mark und in Schleisien. |
| 15. 1. 1887. | Sebastian Rianti de Ferrauti in London erhält das britische Patent auf das elektrische Schmelzverfahren von Stahl. | 25. 1. 1823. | Gottlieb Jacobi in Winnigen gestorben. Er übernahm 1793 die Gutehoffnungshütte, die er zur Blüte brachte. |
| | | 26. 1. 1891. | Nikolaus August Otto, der Erfinder des Gasmotors, in Köln gestorben. |

Stumme Sprachen

Von J. L. Schneider, Wattenscheid

Schrift und Sprache“ sind für den Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts ein einheitlicher Begriff. Im Reiche der Analphabeten ist und in früheren Zeiten war dem allgemein nicht so, wenigstens nicht im Sinne unserer alphabetischen Schrift.

Und doch gibt es auch für Schreibunkundige sowie für Taube und Taubstumme Hilfsmittel, regen Gedankenaustausch zu pflegen, dessen Vermittlung nicht Laute für das Ohr, sondern sichtbare Bewegungen für das Auge sein können.

„Stumme Sprachen“, Sprachen im weiteren Sinne, werden auch und gerade von hochentwickelten Menschen angewandt und verstanden, ohne daß man sich des eigentlichen Wesens der bedienten Hilfsmittel immer klar wird. Es verlohnt sich daher wohl, hierauf einmal hinzuweisen, wobei es mir erlaubt sein mag, dem Worte „Sprache“ im übertragenen Sinne noch weiteren Spielraum zu geben.

Jeder Gegenstand, jeder leblose Körper ist Sprachträger, redet eine Sprache. Man muß sie nur zu verstehen wissen.

Der verwitterte Baumstamm, dessen Querschnitt mit seinen Alterstingen, der efeu-umrante Grabhügel, der sternbesäte Tropenhimmel, das Stückchen Steinkohle mit Farnkrautabdruck, alles dieses führt eine Sprache, ebenso wie der Singvogel und der quakende Frosch, der seinen Sumpf preist (Sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant. Ovid), oder andere Tiere mit ziemlich entwickelter Lautsprache (Vögel, Hunde).

Die Sprache kann also auch ohne des Menschen Geist und Kunst oder sinnlich wahrnehmbare Laute, und zwar durch die Werkmeisterin Natur, in Form von Sprachträgern zur Geltung kommen; doch sind bei diesen „stummen Sprachen im weiteren Sinne“ Denkvermögen, Wissen und Scharfsinn des beobachtenden Menschen zur Deutung dieser Sprachgruppe nicht zu entbehren.

Dem Hauptwort „Sprache“ stehen demnach als Tätigkeit gegenüber:

1. sprechen — hören,
2. verständigen — sehen,
3. bezeugen — deuten.

Die klassischen Funde der Geologie sind hiernach also Sprachträger, wie auch den erlauchten Geheimnissen der Mineralogie trotz abstrakteren Charakters dieses Attribut nicht vorzuenthalten ist. Sie geben Zeugnis von wirkenden Naturgesetzen, die zu deuten und zu verstehen dem Menschengenisse selbst nach Jahrtausenden noch möglich ist.

Hierbei kommt auch schon wieder der enge Zusammenhang zwischen Schrift und Sprache zum Vorschein. Die versteinerten Fußspuren vorsintflutlicher Wesen, die verarbeiteten Abdrücke vorzeitlicher Pflanzen in Stein und Rohle können ebensogut und mit größerem Recht in die Rubrik „Schriftarten“ eingereiht werden, dem Sprechen ist der Augenblick der Ausdrucksmöglichkeit, der Schrift aber die Dauer der Ausdrucksmöglichkeit eigen.

Da Laute verwehen, Sprachen vergehen, ist es selbst dem gewissenhaftesten Sprachforscher kaum möglich, die Sprachen der vorchristlichen Volksstämme, geschweige denn der vorzeitlichen (Steinzeit-) Völker in voller Uebereinstimmung der einzelnen Lautkomplexe und in der Ausdrucksschärfe der verschiedenen Mitlauter (vgl. Josè) wiederzugeben, selbst wenn die betreffende Sprache durch bleibende Schrifturkunden (Steindenkmäler, Papyrusrollen) in Aufbau und Übersetzung leicht zu erklären ist (Cicero Aussprache Sizero oder Rikero?).

Laute verwehen, Sprachen verändern sich in ewiger Entwicklung. Wenn der heutige Stand der Technik (Phonograph) auch die Sprachlaute der aussterbenden Rothäute für alle Zeit festzulegen erlaubt, so haben sich aus der Vergangenheit doch nur die derben Sprachen der Natur-Schriftarten in Bruchstücken erhalten können.

Der Phantasie erschließen sich also Tausende von Sprachen, die lautlos sind und sich der Harmonie des Weltalls anpassen.

Genug, daß ich dieses „Sprachenbabel“ erwähnt, will ich bei der Sprache des Körpers, und vorerst des menschlichen Körpers, ein wenig verweilen. Jeder Mensch kennt die Gewissenssprache, da die Stimme des Gewissens sich oft genug als göttliche Vertreterin rechten Denkens und Handelns geltend macht. Aber auch das Fleisch des menschlichen Körpers mit seinen Muskeln und Nerven redet oft eine eindringliche und wohl zu verstehende Sprache, mag es sich um das Recht der Ruhe, der Erquickung handeln, oder mag sich der Körper in überreiztem Zustande für die Vergewaltigung der menschlichen Natur durch Schmerzen oder Unbehagen rächen.

Die Haltung eines menschlichen Körpers gibt uns Aufschluß über weltende Gesundheit, herannahenden Tod, Todesursache usw., ja, sie wird sogar zum Spiegel des Innenlebens und des Charakters (Charakterdeutung).

„Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden!“ Was sagt uns nicht alles z. B. der Bau und die Abmessung der Cheops-Pyramide!

Wenn der tote Körper sogar in der Bildhauerei (Denkmäler) und Malerei (vervollkommnete Abart der Bildersprache) zwar eine stumme, aber deutliche Sprache redet, so ist dies selbstverständlich um so mehr der Fall bei einem lebenden Wesen.

Die Gebärdensprache der Taubstummen und die vervollkommnete Pantomimensprache der Kinoschauspieler bedürfen keiner weiteren Erläuterung.

Die Augensprache, der sich seelenverwandte Menschen des öfteren bedienen, drückt in voller Klarheit nur für den Kenner Steigerung und Grad der menschlichen Regungen (Liebe, Schmerz) aus. So können z. B. tränenfeuchte Augen Folgen freudiger Erregung, bitteren Schmerzes, verhaltener Wut und vertiefter Trunksucht sein. Erst zusammengesetzte Augen- und Muskelsprache lassen Deutung zu. Glanz und Blick des Auges sind wiederum Spiegel kindlicher Unschuld, körperlicher, geistiger Abspannung und des ganzen Wesens (Charakterdeutung).

Durch unwillkürliche Äußerungen in der Muskel- und Nervensprache verraten die meisten Menschen ihren körperlichen Schmerz, ihre seelische Enttäuschung und sogar ihren Gesundheitszustand. Kühle Selbstbeherrschung und kalte Berechnung können jedoch häufig Muskel und Nerven derart meistern, daß sie edle Beweggründe und selbstfüchtige Absichten zu verschleiern imstande sind.

Es kann z. B. unter Berufsspielern das Gebot des Schweigens streng gewahrt bleiben, selbst jeder Hustenreiz, jede kleinste Handbewegung (Rauchen, Trinken) als Argwohn erregend vermieden werden, da solche nach vorhergegangener Vereinbarung eine beliebte vereinfachte Zeichensprache von Falschspielern sind – und doch genügt eine einfache Augenlidbewegung oder nur ein Nervenucken, um zur Verdolmetschung der Zustimmung, des Abtrats, größerer Aufmerksamkeit, kurz einer stummen Geheimsprache zu dienen.

Ein gefährdetes Schiff bedient sich der Signal-, der Flaggen- und der verschlagnen Naturforscher funkt allnächtlich in verschiedenen Sprachen in der Morse-Sprache in die See hinaus, um Hilfe herbeizurufen. (Auch hier wird das Gebiet der Schriftarten wieder berührt.)

Der Spielhölle, der Seenot entronnen, wollen wir lieblichere Sprachen auf uns wirken lassen. Redende Spiegel kennt zwar nur das Märchen (Schneewittchens Stiefmutter), doch redet jedes geschliffene Glas und die glatte Wasserfläche durch die widergespiegelten Bilder eine bildliche, eine Traumsprache, die als verschwommenes Ebenbild zur begleitenden stummen Sprache wird. (Beispiel: Ein Schloß am Bergsee: 1. ursprüngliche stumme Sprache des Schlosses redet von Macht, Reichtum und Kunstsinne der Erbauer, der Bewohner, 2. begleitende stumme Sprache des Schlosses: verschwommenes Bild von 1.) Selbst Träume sind als bildliche Sprache zu rechtfertigen. Sie geben Kunde vom Geistes- und Gesundheitszustand des Menschen und sind von der Willenskraft bis zu einem gewissen Grade abhängig (Disziplinierung der Träume).

Auf die verschiedenen Bildersprachen, die Stern- und Kartensprachen der Sternkundigen und Wahrsagerinnen, die Anschrift- und Briefmarkensprache verliebter Menschenkinder mag bei anderer Gelegenheit die Rede kommen.

Die Aufmerksamkeit sei zum Schlusse auf die Farben- und Blumensprachen gerichtet, die häufig in friedlichem Nebeneinander eine stärkere Wirkung hervorrufen, die innersten Saiten der menschlichen Seele seltsam angenehm anklingen, aber auch stürmisch bewegen können und selbst im Glaubensleben der Völker stark zur Geltung kommen. Schwarz = Trauer (Freude bei den Chinesen). Weiß = Unschuld (Trauer bei den Chinesen). Farben- und Blumensprache in gemeinsamer Wirkung: Weiße Lilie = Unschuld, rote Rose = Liebe.

Die Blumensprache ist oft verqu coast mit der Zeichensprache (Vergißmeinnicht; Schneeglöckchen läutet den Frühling ein, ist Zeichen des nahenden Lenzes).

Die weitere Begründung der Zeichensprache in Bildern (Rebus-) Schrift führt wieder auf das Gebiet der „Schriftarten“.

Daß ich den Begriff „Stumme Sprachen“ im weiteren Sinne auch auf bloße Gegenstände, auf alle leblosen Körper übertragen habe, hat Widerspruch hervorgerufen.

Objekt	Tätigkeit des Objektes	Subjekt	Tätigkeit des Subjektes	Sprachmedien für	
				Objekt	Subjekt
I. Lebende Wesen	sprechen	Mensch	hören	Laute	Begriffsvermögen
II. Lebende Wesen	verständigen	„	sehen	Bewegungen	Begriffsvermögen und Empfinden
III. Leblose Natur	bekunden, bezeugen, offenbaren	„	deuten	feste Materie, Konstantes	Wissen und Scharfsinn

I schaltet als stumme Sprache aus, da Laute das Sprachmedium sind.

II verkörpert die stummen Sprachen „im eigentlichen Sinne“. Unter

III fallen die stummen Sprachen „im weiteren Sinne“.

Ein natürliches Werk, das nicht von Menschenhand oder nicht zum mindesten von lebenden Wesen (z. B. Fuß-

spuren vorsintflutlicher Lebewesen) geschaffen, könne nicht reden, nicht zum Dolmetsch einer Sprache werden.

Demgegenüber halte ich an meiner Behauptung fest, daß auch Gegenstände der leblosen Natur, die ohne Zwang und Zutun eines Lebewesens entstanden (Abdrücke vorzeitlicher Pflanzen), „im übertragenen Sinne“ eine Sprache reden bzw. als Sprachträger gelten können.

Ich habe mir die Freiheit genommen, vom Standpunkte des Hörers bzw. Dolmetschers als Subjekt in vorstehendem Schema die drei Sprachgruppen meiner Ausführungen in etwa klarzulegen.

Empfinden und Gedankenverbindung sind hierbei als Vermittler des Sprachcharakters in erhöhtem Maße tätig, wie ja auch bei I und II des Menschen Geist als Überbringer der beabsichtigten Verständigung (Laute, Mienen, Bewegungen usw.) nicht zu entbehren ist.

Wenn ich eingangs die Erlaubnis in Anspruch nahm, dem Worte „Sprache“ im weiteren Sinne noch größeren Spielraum zu geben, so empfinde ich es durchaus nicht als einen allzu großen Sprung, wenn ich z. B. den „Fußspuren der Steinzeittiere“ auch die „Farnabdrücke der Vorzeit“ in der Sprachgruppe III anreihe.

In Stein und Rohle vernarbte Pflanzengerippe, der sternbesäte Tropenhimmel, die stets nach gleichen Naturgesetzen gefügten Salzkristalle, sie alle reden zu dem menschlichen Empfinden, dem Scharfsinn des Forschers, sie rufen in dem Menschen Gefühle, Vorstellungen wach.

Diesen Geistesregungen, Gefühls- und Gemütsäußerungen des Menschen (vgl. ansprechen, wachrufen – Abdrücke, die von einer bildlichen Sprache, d. i. Sprache im weiteren Sinne zeugen –) steht die Tätigkeit des Gegenstandes, des toten Körpers gegenüber (bekunden, bezeugen, offenbaren).

„Der klare Sternhimmel“ ist von mir als Beispiel der Sprachgruppe III mit angeführt worden. Er redet eine Sprache. Ohne irdischen Zwang und Zutun gab er den Sternkundigen – selbst bei Ausschaltung der Bewegungen der einzelnen Gestirne (II) – zu Deutungen Raum genug.

Auch die „versteinerten Farne“ reden deutlich zum scharfsinnigen Forscher, der die Sprachen der Natur selbst verschollener Jahrtausende zu enträtseln sich bemüht, von dem Aussehen der vorzeitlichen Pflanzenwelt.

Mithin halte ich die Behauptung aufrecht, daß nicht nur durch Zutun und Zwang lebender Wesen entstandene natürliche Werke, sondern auch alle nur durch Naturgesetze in Erscheinung getretenen, dem Zerfall und der Veränderung unterworfenen Gegenstände und leblosen Körper unter „Stumme Sprachen im weiteren Sinne“ zusammengefaßt werden können.

Nun versteht man zwar unter „Sprache“ im eigentlichen Sinne (Sprache sowohl Sprachtätigkeit als auch Sprachvermögen) nach W. v. Humboldts treffender Erklärung „die ewig sich wiederholende Arbeit des menschlichen Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen; andernteils wird damit etwas Konkretes, Individuelles bezeichnet, nämlich die Summe der Wörter, welche bei einem bestimmten Volke als Mittel zur Verständigung in Anwendung sind oder (bei toten Sprachen) gewesen sind“.

Dennoch habe ich gerade lautliche Sprachen als zur Gruppe I gehörig nicht näher erörtert und mich nur mit Gruppe II „Stumme Sprachen im eigentlichen Sinne“ und Gruppe III „Stumme Sprachen im weiteren Sinne“ beschäftigt, wobei ich mir in dieser Hinsicht schon eingangs meiner Erörterungen größte Freiheit erbeten.

Ein Besuch der Verbotenen Stadt in Peking*

Von Margarete Driesch

Als sich 1911 die Tore der „Verbotenen Stadt“ für die Bürger der chinesischen Republik öffneten, war das ein Ereignis von mehr als nur nationaler und politischer Bedeutung. Die unsichtbare Schranke fiel, die in nicht parlamentarisch organisierten Monarchien stets Herrscher von ihren Völkern trennt und die schließlich stets das Verhängnis der Dynastien geworden ist, wenn die Fürsten und ihre Ratgeber nicht klug genug waren, sie beizeiten freiwillig zu entfernen.

Die „Verbotene Stadt“ präsentiert sich so: Ein absolut symmetrisches Rechteck von Süden nach Norden orientiert. Länge (Nord-Süd) ungefähr 1 Kilometer, Breite (Ost-West) $\frac{1}{2}$ Kilometer. Rechnet man die drei vordersten südlichen Vorbauten, das Tor der Erhabenheit, das Tor des himmlischen Friedens und das Mittagstor, mit dazu, so liegen 14 Palastbauten in einer schnurgeraden Linie hintereinander. Diese Palastlinie läuft genau in der Mitte der ganzen Anlage.

Die Bauten sind einstöckig und breit ausladend; große, ganz freie, weder von Blumen, Rasen noch Bäumen unterbrochene, blendend helle Plätze liegen je zwischen Tor und Tor, Palast und Palast. Seitlich gliedern sich diesem Hauptareal Nebenhöfe mit kleineren Palästen und Tempeln an.

Der Besucher darf von allem nur die vordersten, die früheren Repräsentationspaläste sehen, die aber auch die schönsten sind. Was hinter dem dritten Palast liegt, ist immer noch „tabu“. Dort wohnt der jetzt siebenjährige nicht regierende Kaiser mit seiner ihm im Januar 1923 angetrauten gleichaltrigen Gattin, bewacht von Eunuchen und Mandchuprinzen und unterrichtet von Dr. Johnston, einem feingebildeten Engländer.

Dieser letzte Mandtschu wurde 1911, fünfjährig, abgesetzt, muß aber innerhalb dieses Territoriums leben, wo er noch merkwürdig viele Rechte hat, und zwar über Leben und Tod seiner Angestellten. Letztlich hat er z. B. vier Eunuchen hinrichten lassen, die, damit ihre Diebstähle nicht entdeckt wurden, einige kleinere Paläste des kaiserlichen Jamens in Brand gesteckt hatten, um die noch verbliebene Sammlung von Waffen und andern Kunstwerken in diesen Häusern zu verbrennen, was ihnen leider auch geglückt ist. Für das Publikum ist freilich nicht viel bemerkbar.

Man sieht in den noch unzugänglichen Teil von dem sogenannten, mit fünf hübschen chinesischen Pavillons betrönten Kohlenhügel hinein, der nördlich der „Verbotenen Stadt“ vorgelagert ist und den die Fremden nur mit Karten ihrer Gesandtschaften besuchen dürfen.

Wenden wie uns jetzt den uns offen stehenden Teilen der Palaststadt zu.

Zu den vorderen Prachtbauten kommt der Besucher nicht durch die drei mächtigen, schon erwähnten Tore der Südfront, die nur bei seltenen Gelegenheiten geöffnet werden, sondern durch kleinere Tore und Vorhöfe der westlichen oder östlichen, ebenfalls schon erwähnten Seitenanlagen. Das wirkt zuerst etwas verwirrend.

Ist man aber endlich im Zentrum angelangt und steht so, daß man die Eingangstore im Rücken hat, dann hat man einen ganz großen Eindruck von Raum und Form, ähnlich wie vor der Peterskirche in Rom oder auf dem von Moscheen umgebenen Registan in Samarkand. Und zwar gilt dies in gleichem Maße von jedem der beiden ersten Hauptplätze, also dem zwischen dem Mittagstor und dem ersten Palast und dem zwischen erstem und zweitem Palast. Die andern Plätze zwischen den 14 Bauten der mittleren Palastlinie sind auch sehr gut in ihren Raumverhältnissen, aber nicht so „atemraubend“ wie diese beiden. Ihre Abgeschlossenheit steigert noch den Eindruck.

Die besondere Note der Paläste liegt vor allem in ihrer leuchtenden Farbenpracht. Goldgelbe Dächer von glasierten Ziegeln — gelb war stets die kaiserliche Farbe —, braunrot die Bauten an sich, ebenso wie alle Säulen außen und innen: das Schönste aber die blauen, goldenen und grünen Bemalungen auf dem Traggebälk unter den weit überstehenden Dächern. Meistens zeigen sich goldene Drachen und Phönixmotive auf blauem oder grünem Grunde.

Zu den Palästen führen Treppen, unterbrochen von breiten Terrassen. Seitlich der Treppen stets das für China charakteristische skulpturierte Geländer. Alles von weißem Marmor.

Wie ich schon erwähnte, liegen zwischen den einzelnen Palästen große Höfe — besser gesagt Plätze. So ergibt sich, wo man auch steht, eine wundervolle Perspektive, wie überhaupt die große Weitläufigkeit der Anlagen in der „Verbotenen Stadt“ ein Hauptmoment ihres Stiles und ihrer Schönheit ist. Die Paläste selbst hat man sich nun aber nicht als Häuser mit vielen Zimmern vorzustellen. Es ist eigentlich immer nur ein Raum in einer schönen Fassung. Deshalb ähneln sich Tempel und Paläste in Peking so sehr. Auch die Wohnhäuser sind nicht anders. Man hat eben in China, besonders in Nordchina, kein Haus, sondern einen Hof, „Yamen“, mit einem Kranz von vielen kleinen Gebäuden, in denen je ein zimmerartiger Raum ist. Es passiert infolgedessen in Peking oft, daß man bei Einladungen zum Essen vom Empfangszimmer über den Hofplatz ins Speisezimmer gehen muß. Im Januar und Februar bei 15 Grad Kälte in leichter Abendtoilette fand ich das oft allzu „originell“.

Bisher standen wir, sozusagen, auf dem großen Hof, zwischen dem dritten Tore, dem „Wu-Mön“ (Mittagstor) und der ersten großen Empfangshalle in der „Verbotenen Stadt“. Wir gehen nun immer geradeaus, von Süden nach Norden, über den großen Hofplatz, steigen über die marmornen Treppen und Terrassen hinauf zum ersten Palast, durchschreiten die langsam schwingenden schweren roten Türen, gehen durch eine große Halle, auf der andern Seite wieder hinaus, über Treppen hinunter zum nächsten, dem schönsten und imposantesten Hof. Vor uns liegt jetzt der Palast mit der „Thronhalle der höchsten Harmonie“.

Fünf Terrassen, je durch neun breite Stufen verbunden, führen hinauf. Auf der obersten Terrasse vor dem Eingang stehen schöne alte Bronzegefäße, Bronzereiher und dekorative astronomische Instrumente. Die Thronhalle ist 33 Meter hoch, 60 Meter breit und 30 Meter tief. Es ist eine vornehme dunkle Pracht, die uns innen umgibt. In der Mitte, auf einer erhöhten Plattform, der vergoldete Thronstuhl, davor ein großer Weihrauchkessel von alter Cloisonnéarbeit in Türkisblau und Gold. Um den Thronaufbau herum hohe dicke Holzsäulen, mit Goldlächernamen dicht bedeckt, und im weiteren Umkreis gleich mächtige Säulen, aber dunkelrot lackiert. Diese enormen chinesischen Holzsäulen sind meist ganze Stämme uralter besonderer Hartholzbäume aus amerikanischen Urwäldern. Über dem Thron steigert sich die Decke zu einem Kuppelbau.

In dieser „Thronhalle der höchsten Harmonie“ hat auch die Kaiserin-Witwe „Tsu-Hsi“ bis kurz vor ihrem Tode, 1909, ihre eigenen und die fremden Staatsmänner empfangen. Es gibt Bilder, auf denen sie in starren, reichbestickten, sehr bunten Seidengewändern mit kunstvoll bemaltem Gesicht wie ein schönes, orientalisches Götterbild auf dem erhöhten Thronstuhl hinter dem Weihrauchverbrenner sitzt.

* Aus: Hans und Margarete Driesch, „Fern-Ost. Als Gäste Jung-Chinas“. Reich illustriert. Geb. H.-M. 8.—. (Brochhaus, Leipzig.)

Dem Glauben treu

Von Max Karl Böttcher

Durch das alte Stadttor der kleinen Stadt Stein a. Rhein, unweit Schaffhausen, rasselte um Mitternacht eine schwere, ungefederte Reisefutsche. Geschirr der Säule war reich versilbert, und die große hochrädige Karre zeigte an der Seite ein gar fürnehm Wappen: im weißen Schilde ein schwarzes Horn.

Der Stadtwächter stellte sich wehrend am Querbaum auf und hielt seine Hellebarde vor. — So schnell und ohne Ausfrage ließ man Fremde nicht in das Weichbild der Stadt, denn es waren harte, unsichere Zeiten, und in den deutschen Landen wütete schon seit Jahren jener unfelige Krieg, den man später den Dreißigjährigen nannte.

Nun sprang, weil die Fahrt nicht weiter ging, ein Diener vom Lateienstiz der Kutsche und trat zum Torhüter.

„Was sperrt Ihr uns den Weg, alter Freund?“ rief er.

„Dort liegt das Torbuch! Schreibt Euch ein, wie es die Vorschrift heißt, und so Ihr Reisedokumente habt, weist Euch aus, woher die Fahrt und was Euer Ziel?“

„Stehlt uns nicht die Zeit, alter Landknecht, es könnte Euch gereuen! Mein hoher Herr im Wagen, sonst edel und freundlich gegen jedermann — und wenn es der Torwächter eines solchen Winkelnestes

wäre — versteht keinen Spaß, wenn man ihn unnötig belästigt und wenn er Eile hat.“

Der Alte im eisgrauen Bart und mit benarbter Stirn, die zeigte, daß er manch blutigen Strauß ausgefochten haben mochte in seinen jungen Jahren, rührte sich jedoch nicht vom Fleck. Mit gutmütigem Lächeln sagte er: „Eile?! — Es ist Mitternacht, da Ihr ins Städtlein wollt! Um diese Zeit gibt es im Orte nichts Eiliges zu tun als — schlafen!“

„Nun ja, das gerade meinte ich! Mein hoher Herr hat Eile, ins Bett zu kommen.“

Der Hellebardier lächelte fein, als er sagte: „Ihr könntet längst im Bette sein, wenn Ihr gleich und sofort die Vorschrift erfüllt hättet: Eintrag in das Torbuch und Vorweis der Reisedokumente.“

Da tat sich die Tür der Kutsche auf und ein noch junger, reich gekleideter Herr sprang elastisch und frohgemut heraus und rief: „Nun, alter Niklas, mache es doch einem rückkehrenden Steiner Buben nicht so schwer, nach langen Jahren wieder in die Heimat einzuziehen!“ Und er streckte dem erstaunten Torhüter beide Hände entgegen, die dieser gern erfaßte.

Plötzlich aber zog ein Leuchten über Niklas' verwittertes Angezicht, und er rief aus: „Jesses Maria, jetzt glaube ich halt gar, Ihr wäret unser früherer Hüterbub Rudolf Schmidt, den unser Herr Bürgermeister studieren ließ und der dann vor zehn Jahren nach Wien in die große Stadt ging...“

„Erraten, Du alte, gute Haut! Der bin ich, oder besser, der war ich. Jetzt bin ich unserer Kaiserlichen Majestät hoher Gesandter und Geheimer Rat, und weil der Kaiser meint, ich habe ihm treue Dienste geleistet, hat er mich in den Adelstand erhoben, und aus dem Rudolf Schmidt ist der Freiherr von Schwarzhorn geworden. Nun sprich, willst Du den Hüterbub von ehemals jetzt in seine Heimatstadt eilassen — ohne Torbuch und ohne Reisedokumente — oder nicht?!“

Der Alte stand sprachlos, plötzlich aber beugte er sich nieder und wollte dem Kaiserlichen Gesandten nach der Sitte jener Tage die Hand küssen, aber der Freiherr faßte leutlich den Torhüter mit beiden Händen an den Schultern und zog ihn empor. „Nun mache keine Geschnitten, Nikolaus, wir bleiben die Alten! Da, nimm diesen Golddukaten, er sei Dir eine kleine Entschädigung für die vielen Äpfel, die ich Dir vor zwanzig Jahren aus Deinem Vorgarten mit anderen Buben stibitz habe! Es war eine feine Sorte!“ — Sprachs, drückte dem verwirrten Greis das Goldstück in die Hand, sprang in die Kutsche, der Diener auf seinen Sitz und fort ging es, auf holprigem Pflaster rasselnd in die liebe, kleine, verschlafene Stadt. Der Mond schien friedlich und traulich, der Nachtwächter rief Mitternacht aus, und vom alten Turm der Pfarrkirche erklang der eherne Stundenschlag.

Vor dem stattlichen Hause des Bürgermeisters Stadler hielt der Reisewagen, Freiherr von Schwarzhorn stieg aus, setzte selbst den Klopfer am Haustor in Bewegung, laut und vernehmlich. Eine alte Wärterin, notdürftig gekleidet, eilte herbei und öffnete, und als sie den vornehmen, fremden Herrn sah und draußen die große Kutsche, wie sie nur ein hoher Adel damals benutzte, erschrak sie heftig, noch mehr aber, als der Fremde rief: „Mach den Mund zu, Bärbel, es zieht in den Magen! Geh, laß mich ein! Ich bin müd!“ Gib mir ein Bett, für meinen Diener auch eine Schlafstätte und für die Gänse und den Kutscher einen Stall!“

„Die Stimm!“ Jesses, die Stimm! Die, meint ich, hatt' ich schon gehört!“ zeterte die Alte so laut, daß die Bürgermeisterfamilie wach wurde und hinzukam, und unter unsagbarer Freude zog man nun den unerwarteten Gast in das Haus, sorgte für Diener, Kutscher und Pferde, und bis zum grauen Morgen ward nun erzählt und erzählt.

Am meisten aber staunte des Bürgermeisters Sohn, der achtzehnjährige Rudolf Stadler, den vornehmen Gast an. Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen hörte er des Kaiserlichen Rates Berichte über seinen Werdegang und seine Erlebnisse am Kaiserhofe in Wien. Plötzlich wandte sich der Fremde zu ihm, zog ihn zu sich heran und sagte: „Du kanst Dich meiner wohl nicht mehr entsinnen, Bub? Warst noch ein gar kleines Büschlein, als mich Dein Vater auf die hohe Schule nach Prag schickte. Schau, ich muß es immer und immer wieder aussprechen: Viele, viele gütige und gerechte Menschen lernte ich in der Welt kennen, aber alle übertrifft Dein Herr Vater! Ihm danke ich alles! Als armer Ziegenhirt hütete ich der Gemeinde Gaisen, lernte nebenbei in der Klosterschule eifrig, was ich ertappen konnte, und als Dein guter Herr Vater erkannte, daß mir alles leicht in den Kopf ging, tat er mich ganz in die Klosterschule, und als ich sechzehn alt war, sandte er mich sogar — alles auf seine Kosten — nach Prag auf die hohe Schule. Ich ging dann, als ich den Doktorhut erhalten, nach Wien und wurde dort erst Stadt-, dann Hofschreiber, bis der Kanzler mich zu sich nahm als seinen Geheimschreiber, und so rückte ich von Jahr zu Jahr in höhere Stellen auf. Voriges Jahr erhob mich nun Se. Kaiserliche Majestät in den Freiherrnstand und ernannte mich zu seinem Kaiserlichen Rat, weil ich ihm am Hofe in Paris in geheimer Mission gute Dienste geleistet hatte, und seit einer Woche bin ich nun gar Kaiserlicher Gesandter geworden und reise für meinen Herrn ins Osmanische Reich nach Konstantinopel. Das ist eine weite, weite und gefährliche Fahrt — und man weiß nicht, ob man heimkehrt, deshalb erbat ich vom Kanzler Urlaub, mein Vaterstädtchen und die Familie meines Wohltäters nochmals aufzusuchen und zu grüßen! Und nun erzähle Du, mein Sohn! Was hast Du gelernt?“

„Mein Vater ließ mich das ehrsame Handwerk der Uhrmacher erlernen.“

„Ei, ein feines und fürnehmes Handwerk, angesehen bei hoch und niedrig!“

„Ja, Gesell bin ich auch schon, Herr Gesandter, und vermag gar seine Uhren zu hämmern und zu bauen. Schaut diese da, diese kleine, die sogar die Stunden schlägt, war mein Gesellenstück!“

Der Jüngling entnahm einer kupfernen Ziertruhe ein Uhrchen, das allerdings ein Meisterwerk der damals noch in den Kinderschuhen stehenden Uhrmacherkünste darstellte. Rudolf Freiherr von Schwarzhorn ließ die Uhr schlagen und bewunderte sie unwertholten und lobte reichlich die feine Arbeit, dann schaute er eine Weile sinnend und überlegend vor sich hin, und plötzlich sagte er zu dem Bürgermeister: „Vater Stadler, gebt mir Euren Sohn mit in die Welt! Einer, der solch selten Kunstwerk fertigbringt, mag sich wohl hinauswagen in

die Welt. Er wird seinen Mann stellen und sein reichlich Brot verdienen! Gebt mir den Rudolf mit! Ich will ihn nicht von der Seite lassen, unter meinem Schutze, des Gesandten seiner Kaiserlichen Majestät, wird ihm nichts geschehen! Ja, wollt Ihr?!“

Rudolf Stadler, der Uhrmachergeselle, erbeute vor Glück und Erwartung, was sein Vater sagen würde, und als der alte Herr nach reiflichem Überlegen antwortete: „Wir wollen erst einmal in Ruhe drüber schlafen, mein edler Freund! Ich sage nicht ja, ich sage nicht nein!“ da schlug sein junges, abenteuerlustiges Herz voll froher Hoffnung.

Drei Tage später. Vater Stadler hatte nun doch „ja“ gesagt, als er den abenteuerlichen Sinn seines Sohnes und dessen Sehnsucht nach fremder Welt erkannt hatte. Und am Morgen des vierten Tages rasselte die schwere Reisekutsche wieder durch das Tor des Städtchens Stein am Rhein. — Nikolaus, der alte Torwächter, bekam seinen Abschiedsdukaten. Die Gänse, drei Tage faul im dicken Futter gestanden, stach der Haser, sie fielen in einen munteren Trab, und bald lagen für Rudolf Stadler Vaterhaus und Heimat im Rücken. Er sollte sie nie wiedersehen! —

Anfangs, als die herrlichen Lande Tag für Tag an ihnen vorüberzogen, war Rudolf Stadler hochgemut und zukunftsfröh, aber hinter Linz, als der Reisewagen an der Straße der breiten, trägen Donau wie eine Schnecke vorwärts kam, weil die Gänse nun müde und schlapp wurden, packte ihn mächtig das Heimweh! Doch sein Freund und Gönner, der Freiherr Schwarzhorn, ließ nichts unverfucht, seinen jungen Begleiter aufzuheitern. Er erzählte ihm vom fröhlichen Wien und malte ihm die herrlichsten Bilder vom Morgenlande, das sie nun bald kennen lernen würden.

In Wien verweilten sie nur noch ein paar Wochen. Der Kaiserliche Gesandte Freiherr von Schwarzhorn führte den jungen Freund aus seiner Heimat in sein Haus ein, ließ ihn bei sich wohnen und Rudolf genoß bei des Gesandten Familie und Dienerschaft solch Ansehen, als sei er ein jüngerer Bruder des Freiherrn. — Der junge Uhrmacher, der sich aus seiner Heimatstadt Stein einen Reisekasten mit allerlei Uhrwerk, Gold- und Silberblech und anderes Metall, auch mit genügendem Handwerkszeug mitgebracht hatte, ergänzte in Wien noch seine Vorräte, und in seinen Mußestunden verfertigte er noch vielerlei große und kleine Uhren, unter anderen auch ein winzig goldenes Uhrchen, das nicht viel größer war als ein Silbertaler, und dies kleine Kunstwerk schlug die Stunden mit so feinem Stimmchen, als klinge gesponnenes Glas. Das Gehäuse war besetzt mit köstlichen Diamanten, die er in Wien kaufte. Es muß noch nachgeholt werden, daß Rudolf Stadler aus vermögendem Hause stammte, und sein Vater hatte ihm nicht nur reichlich Reisegeld, sondern auch das Erbteil seiner Mutter mitgegeben.

Das in Wien geschaffene kostbare Uhrchen sollte nun des jungen Gefellen unermesslich Glück und — jähes Ende werden!

Mit großem Gepränge ging nun bald des Freiherrn von Schwarzhorn Reise nach Konstantinopel vonstatten.

Ist auch heute noch der Gesandte eines großen Reiches — als Vertreter des Herrschers oder seiner Regierung — ein außerordentlich hoher Beamter, so war um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Gesandte des Kaisers von so hohem Rang und Ansehen, daß man ihm fast gleiche Ehren erwies wie seinem Herrn selbst. — Der Reisezug Schwarzhorns bestand aus nicht weniger denn 16 Wagen, die wiederum von 28 reißigen, berittenen Wehrmännern eskortiert wurden, denn es war zu jener Zeit noch Sitte, daß Gesandte für den Herrscher und seinen Hof, an den sie sich begaben, reiche und kostbare Geschenke mitnahmen, und je außergewöhnlicher und wertvoller diese Gaben waren und je reichlicher, desto mehr stieg das Ansehen der Gesandtschaft und seiner Heimat in der Fremde.

In Konstantinopel wurden nun die Wiener denn auch feierlichst aufgenommen. Sie erhielten einen prächtigen Palast zur Wohnung angewiesen, Duzende von Sklaven und Sklavinnen als Dienerschaft zur Verfügung gestellt.

Für Rudolf Stadler begann nun ein buntes, bewegtes Leben. Als Mitglied der fremdherrlichen Gesandtschaft fand er in den reichsten und vornehmsten Häusern der türkischen Hauptstadt Aufnahme und Gastfreundschaft, und da eine Uhr um jene Zeit im Morgenlande ein selten gesehenes Ding war, rissen sich die reichen Vornehmen der Türken um seine Uhrmachererzeugnisse und bezahlten sie mit Gold und Edelsteinen. — Und so kam es, daß Rudolf Stadler binnen zweier Jahre nicht nur die türkische und arabische Sprache erlernte, sondern auch, kaum zwanzig Jahre alt, solch märchenhafte Reichtümer gesammelt hatte, mit denen er, wäre er klugerweise heimgekehrt, zu Hause ein sorglos Leben hätte führen können. Aber dem jungen Manne stand der Sinn nicht nach Heimat und Vaterhaus. Das bunte, eigenartige Leben in der Fremde hatte es ihm angetan, ja, er strebte sogar, noch weiter in das Morgenland vorzudringen, um Neues kennen zu lernen und weitere Absatzgebiete für seine Uhren zu finden. Dazu bot sich ihm unverhofft Gelegenheit. In diesen Tagen war in Konstantinopel ein anderer Abendländer eingetroffen, ein Franzose

namens Tavernier. Diesen lebhaften, abenteuerlustigen Mann von etwa 24 Jahren lernte Stadler bald kennen, und in wenigen Wochen waren sie unzertrennliche Freunde geworden. Der junge Uhrmacher von Stein am Rhein hatte sich in den letzten Jahren eine unübertreffliche Kenntnis von Juwelen und Edelsteinen angeeignet. Der Morgenländer ist bekanntlich sehr schmuckstüchtig, und da damals in den Palästen und Schlössern des Orients ganz märchenhafte Reichtümer angesammelt lagen, ist es nicht wunderzunehmen, daß Rudolf Stadler in den Häusern seiner vornehmen Gastfreunde oft die seltensten und kostbarsten Edelsteine und goldene Schätze gezeigt wurden.

Der Franzose Tavernier hatte nun den Plan, einen Edelstein- und Juwelenhandel zu beginnen, aber nicht in der Türkei selbst, sondern in Persien und Indien. Ist heutzutage eine solche Fahrt in jene Länder schon ein bedeutungsvolles Unternehmen, so war das vor dreihundert Jahren für einen Abendländer ein geradezu ungeheuerliches Beginnen. Der Franzose, der Rudolf Stadlers Sprachkenntnisse und nicht weniger sein Fachwissen im Edelsteinhandel brauchte, überredete den jungen Schweizer, ihn auf der abenteuerlichen Fahrt zu begleiten.

Stadlers treuer Hüter, der wahrhaft väterliche Freund Schwarzhorn, riet dem jungen Stadler dringend ab. „Tue es nicht, Rudolf, ich bitte dich, tue es nicht! Ich versprach deinem Vater, dich unversehrt nach der Heimat zurückzubringen, gehst du aber nach Persien oder Indien, entweichst du meiner schützenden Hand. Diese fremden Länder sind voller Gefahren, mehr als du ahnst, lieber Freund!“

„Mich rührt Eure Fürsorge, edler Herr, aber ich bitte Euch, laßt mich dennoch ziehen. Erlaubt mir, daß ich Euch selbst des Versprechens an meinen Vater entbinde und laßt mich dann ziehen!“

„Ich bin nicht dein Herr und Gebieter, Rudolf, ich habe dir nichts zu befehlen, ich kann dir nur raten! Wenn du nicht anders willst, so gehe hin und tue, was du nicht lassen kannst!“

Und so zogen Tavernier und Rudolf Stadler im Jahre 1636 weiter ostwärts. Der Franzose hatte ansehnliche Schätze an Juwelen mit. In seinem Reisegewand waren 72 große und mehr als 300 kleine Diamanten von edelstem Schliß eingeklebt, der junge Schweizer Uhrmacher hingegen hatte die besten und kostbarsten Stücke seiner Uhren in dem Satteltasche seines Lastkameles verborgen, die weniger wertvollen Uhren sowie sein Handwerkzeug waren im Mantelsack versteckt. Vier gedungene Beduinen waren ihre Reisebegleiter und ein junger, gewandter Armenier ihr Führer.

Ispahan, die Hauptstadt Persiens, war ihr Ziel.

Sei es nun, daß sie eines Nachts in ihrem Zelte unvorsichtigerweise ihre Schätze ausgepackt und dabei von den Beduinen belauscht worden waren, sei es, daß diese schon in Konstantinopel von der kostbaren Last, die ihre Herren nach Persien führten, erfahren hatten, kurz — als sie in einer kleinen Oase rasteten, verschwand plötzlich einer der Beduinen, und in selbiger Nacht ereignete sich der Ueberfall! Eine Schar wilder, räuberischer Kurden umzingelte das kleine Lager der Europäer, und noch ehe sich die beiden wehren konnten, waren sie überwältigt. Einer der Räuber wollte sie töten, jedoch der Anführer schlug dem wilden Burken den Dolch aus der Hand. „Hundeseele, warum willst du dich selbst bestehlen, rief er aus“. Wir werden die Ungläubigen verschleppen und nach Konstantinopel für sie um Lösegeld schicken. Brahira, der Beduine, der uns die Ungläubigen verrät, weiß, daß der Jüngere von beiden in Stambul einen mächtigen Freund sitzen hat, der mag das Gold zahlen!“

Und so rettete die Goldgier der Kurden den Beiden das Leben. Sie wurden all ihres Eigentums beraubt und mußten nun, mit Stricken an die Kamele gefesselt, durch die heiße Wüste traben, und Rudolf Stadler mag in diesen bitteren Stunden wohl voller Reue viel an seines gütigen Gönners Rat gedacht haben. Da — sie mochten wohl einen halben Tag marschiert sein, tauchte am Horizont plötzlich eine Reitereschar auf. Die Kurden schienen Gefahr zu wittern und bogen schnell ab, die Gefangenen wurden auf die Kamele gezerrt, und in scharfem Trab ging es südwärts, dem schützenden Gebirge zu. Die fremde Reitereschar aber umzingelte sie und fiel über sie her und nach kurzem Kampfe waren die Kurden besiegt und Stadler und Tavernier befreit. Die nicht im Kampfe gefallenen Räuber wurden — und mit ihnen die verräterischen Beduinen — gefesselt fortgeführt. Der Anführer der rettenden Reitereschar war der Khan von Schiras, ein mächtiger Herr. Er hatte mit seinen Leuten schon seit Tagen die räuberischen Kurden verfolgt, die ihm in die Dörfer seiner Untertanen eingefallen waren und geraubt und gemordet hatten.

Der Khan sprach türkisch, und so erfuhr er von Rudolf Stadler, was Zweck und Ziel ihrer Reise sei, und aus Dankbarkeit für ihre glückliche Errettung schenkte er dem Khan von Schiras jene kostbare kleine, juwelengeschmückte Uhr mit Schlagwerk, die er in Wien angefertigt hatte und die überall so großes Aufsehen erregte.

Der Khan wußte sich nicht zu lassen vor Freude und erbot sich, die beiden Abendländer nach Ispahan zu begleiten. Gern nahmen sie das Anerbieten des vornehmen Persers an, und sicher kamen sie nun nach einer Woche in der persischen Hauptstadt an.

War ihnen seinerzeit, als sie das erste Mal Konstantinopel sahen, diese morgenländische Stadt wie ein Märchen erschienen, so verblaßte doch

die alte Kalifenstadt gegen die unsagbare orientalische Pracht Ispahans. Wie ein Zauberland aus einer anderen Welt dünte sie des persischen Herrschers, des Schahs Residenz.

Persien stand damals in einer Blüte, die es bis zum heutigen Tage noch nie wieder erreicht hat, und der märchenhafte Reichtum zeigte sich denn in der Unzahl herrlicher Paläste, in Palmenhaine versunken, marmorgesäult und goldbezogen.

Nicht weniger als 1200 Moscheen und 1700 Minarets verkündeten Allahs Ruhm, aber auch zahlreiche christliche Armenier, ehrlich fromme Christen, duldete der kluge Schah Sephi.

Der Khan von Schiras besaß in Ispahan selbst einen prächtigen Palast, dorthin brachte er seine Schützlinge, führte ihnen seine Freunde zu als Käufer ihrer köstlichen Waren, und so hatten die beiden bald ihr Mißgeschick am Wüstensaum vergessen. Eines Tages wurde ihr gastfreier neuer Freund, der Khan von Schiras, zum Schah geladen, und dort erzählte er dem Herrscher von seinem Abenteuer mit den Kurden und zeigte alsdann auch die köstliche Uhr, die er von Rudolf Stadler als Dankgeschenk für ihre Rettung erhalten hatte. Und als er merkte, daß dem mächtigen Schah nach der seltenen Uhr gelüftete, war er klug genug, sie dem launenhaften Despoten kurzerhand als Geschenk anzubieten. Nun war es der Schah, der sich kindlich freute und glücklich fühlte als Besitzer des Kunstwerkes. Er schenkte dem Khan einen wunderherrlichen Palast, ferner vier prächtige Schimmel und einen Korb voll Perlen und Gold. Gleichzeitig befahl er, die beiden Fremden in seinen Palast zu führen. Aber nur Rudolf Stadler erschien, denn Tavernier hatte sich selbigen Tages einem Kaufmannszuge angeschlossen, der nach Indien reiste.

Der Schah Sephi empfing den fremden Uhrmacher wie einen Fürst seinesgleichen, und da der Schah die arabische Sprache beherrschte, die ja auch Stadler bereits in Konstantinopel erlernt hatte, vermochten sich die beiden ungleichen Männer sofort zu unterhalten. Der Schah fand Gefallen an dem frischen, klugen und wagemutigen Abendländer, und er bot ihm an, bei ihm zu bleiben, in allen seinen Palästen Uhren einzurichten und zu überwachen. Er überließ ihm einen Flügel seines schönen Palastes, stellte ihm zehn Sklaven zur Verfügung, und täglich frühmorgens erschien nun Rudolf Stadler in den Privatgemächern des Perserfürsten, zog die kleine goldene Uhr auf, und nach wenigen Wochen war er der Freund und Vertraute des Schahs. Er erwarb nach und nach einen ungeheuren Einfluß auf den mächtigen Herrscher, hat durch seine Fürsprache manchen vom Schah in übler Laune zum grausamen Tode Verurteilten das Leben gerettet, hat seinen Glaubensgenossen, den armenischen Christen, vielerlei Vorrechte verschafft, mancherlei Bedrückungen durch die Mohammedaner von ihnen abgewendet, und deshalb wurde er bald von den armenischen Christen in Ispahan wie ein Heiliger verehrt.

Sein Uhren- und Juwelenhandel brachte ihm dabei unsagbare Reichtümer ein, deren er jedoch gar nicht bedurft hätte, denn der Schah, der ganz vernarrt war in seinen jungen abendländischen Freund, überschüttete ihn mit Gunstbezeugungen und Kostbarkeiten. Nur in einem blieb Rudolf Stadler unerschütterlich, so oft und eindringlich der Schah ihn auch bat, er blieb seinem christlichen Glauben treu. Täglich brachte der Perserfürst die Bitte vor, zum Islam sich zu bekehren, damit er ihn zu seinem Großvezir erheben könne — er aber blieb standhaft und fest.

In diesen Tagen lernte Rudolf Stadler bei einem christlichen Feste die liebliche Nichte des angesehensten Priesters der Christen von Ispahan kennen.

Fatiniha war von solch keuscher Lieblichkeit, wie sie Rudolf Stadler bisher noch nie gesehen hatte. Nun kehrte er oft ein im Hause des Nestorianers, und der Priester war glücklich, den Freund und Günstling des Schahs als Gatte seiner Nichte zu bekommen, um so mehr, da der mohammedanische Palasthauptmann schon lange das holde Mädchen zur Gattin begehrte, der so christlich gesinnte Onkel aber nichts mehr fürchtete, als seine Nichte einem Andersgläubigen geben zu müssen, bei dem sie ja nur eine seiner vielen Frauen im Harem geworden wäre. Voller Bangen hatte der Oberpriester schon seit Wochen geharrt, der Schah würde ihm einfach befehlen, Fatiniha dem Palasthauptmann zum Weibe zu geben. Nun aber erbat sich Rudolf Stadler vom Herrscher die Erlaubnis, Fatiniha heiraten zu dürfen und erhielt sie auch sofort.

Wenige Tage später führte er das märchenschöne, reine Geschöpf als seine Gattin in seinen Palast, den ihm der Schah als Hochzeitsgabe geschenkt hatte.

Waren die obersten Hofbeamten des Schahs, der Großvezir nicht ausgeschlossen, schon längst heimliche Feinde des ungläubigen Schweizers, weil sie ihm die Freundschaft des Schahs und seinen Einfluß auf den Herrscher neideten, so schürte nun der um Fatiniha gekommene Palasthauptmann die Feindschaft noch mehr. Man verdächtigte jetzt Rudolf Stadler beim Schah, bezichtigte ihn der Untreue gegen ihn, der Habsucht und Bestechlichkeit, aber der wackere Schah wies alle Anschuldigung mild lächelnd zurück, wohl ahnend, daß sie auf Neid und Mißgunst zurückzuführen seien. „Werdet Ihr alle wie Stadler, so treu und uneigennützig, so sollt auch Ihr meine Gnade spüren!“ sagte er und fuhr fort: „So lange Ihr mit nicht Beweise bringt, daß Rudolf Stadler

Schlimmes begeht, so lange werdet Ihr taube Ohren finden bei mir!“ „Und wenn wir Beweise brächten?“ fragte hastig der Palasthauptmann.

„Dann werdet Ihr in mir — wie stets — einen gerechten Herrscher finden. Unrecht dulde ich auch bei meinem liebsten Freunde nicht!“

Nun sann den Schweizer Gegner Tag und Nacht, wie sie den Gehästen zu einem Verbrechen verleiten könnten. „Wir müssen ihn zum Stehlen verleiten!“ rief der Oberpriester der Palast-Moschee.

„Lächerlich, den reichsten Manne Persiens zum Stehlen verführen zu wollen!“ warf der Großvezir ein.

„So müssen wir ihn zu einem Morde hinreißen!“

„Er ist friedlicher als ein Kind! Und sein Glaube verbietet ihm den Mord als ärgste der Sünden!“ widersprach nun der Oberpriester.

„Und mir wird es doch gelingen, ihn zum Mörder zu machen!“ rief der Palasthauptmann.

Wenige Wochen darnach begab es sich, daß ein europäischer Fürst — der Herzog Friedrich der Dritte von Holstein-Gottorp — eine Gesandtschaft nach Persien schickte, und dieser Gesandtschaft gehörte auch der bekannte Liederdichter Paul Flemming an.

Rudolf Stadler, glücklich, wieder einmal einen Landsmann in Isfahan zu sehen und wieder einmal in seiner Muttersprache reden zu können, weilte täglich bei Paul Flemming, führte ihn auch in sein Haus ein und war ihm und seiner Gesandtschaft auch ein warmer Fürsprecher bei dem Schah. Eines Tages, kurz bevor die Gesandtschaft die Heimreise antrat, gab Adam Olearius, der Führer der Gesandtschaft, den Vornehmsten der persischen Hauptstadt ein Abschiedsmahl, zu dem auch des Schahs Freund, Rudolf Stadler, geladen war. Diese Abwesenheit des Verhafteten von seinem Palaste benutzten seine Feinde, ihn zu Fall zu bringen. Jedermann bei Hofe wußte, mit welcher zärtlichen Liebe Stadler an seinem jungen Weibe hing, der lieblichen Fatiniza. Und diese Liebe wollte man benutzen, den friedlichen Hofuhnmacher zur Raserei zu bringen, in der er sich zu schlimmer That hinreißen ließ. Gewissenlos, wie seine Gegner am Hofe waren, dang der Palasthauptmann einen Kuli, der in einer der schmuckigen Vorstädte der Weltstadt herumlungerte.

„Willst du dir einen Beutel Gold verdienen, Bursche?“ fragte der verkleidete Großwürdenträger den Ander.

Der Kuli grinste vor Habgier.

„Da hast du ihn — aber befolge genau, was ich dir sage!“

„Silt es einen Mord, Herr?“

„O nein! Nur ein harmloser Scherz! Komme gegen 11 Uhr heute nacht an die Seitenpforte des Feengartens vom Palaste des Schahs, dort wirst du mich finden und deine Aufgabe erfahren.“

„Muß ich eine Waffe mitbringen?“

„Nein, ich sagte ja schon, es gilt nur einen Scherz! Machst du deine Sache gut, erhältst du einen zweiten Beutel Gold, kommst du aber nicht, so weiß ich dich zu finden, denn mein Arm reicht weit.“

Eine berauschende milde Nacht lag über Isfahan. Das Kreuz des Südens stand wie ein güldenes Feuermal am Firmament, Millionen von farbenleuchtenden Blüten der großen Gärten der Paläste schwängerten die Luft mit so süßen, betäubenden Düften, als wehte vom Himmel Weihrauch nieder, und in den Mimosenhainen schluchzten verliebte Nachtigallen ihre betörenden Weisen.

O, ihr lauen, glutvollen südlichen Nächte!

Schlag 11 Uhr stand der gedungene Kuli am Seitenpfortchen des Feengartens, an welchem der Palasthauptmann bereits wartete. „Folge mir!“ befahl er. Und er führte den Kuli nach dem Palaste Rudolf Stadlers. Dort trat ihnen aus einer Nische der Marmorsäulen ein anderer Mann entgegen, es war der Bruder des Palasthauptmannes. Und dieser führte an der Hand ein junges, goldhaariges Mädchen, das reich gekleidet war und sein Haupt in einen langen, köstlichen Schleier verhüllt hatte, wie sie nur die Lieblingsfrauen der Vornehmen Persiens tragen durften. Der Bruder des Palasthauptmanns flüsterte dem Kuli zu: „Wenn hier im Garten dreimal der Schrei einer Drossel ertönt, hebst du das Mädchen auf deine Arme und läufst mit ihr, so schnell du kannst, davon und zwar nach dem Tore der heiligen Palast-Moschee und trittst schnell in das Heiligtum ein. Es wird dir nichts geschehen! Was nun auch um dich vorgehen mag, du schau dich nicht um, wer dich auch rufen mag! Du läufst in wilder Hast mit diesem Mädchen davon und suchst unter allen Umständen die Vorhalle der Moschee zu erreichen! Jetzt verstecke dich, bis der Ruf ertönt, mit dem Mädchen in jener dunklen Nische dort!“

Während sich dies vor Rudolf Stadlers Palast abspielte, saß dieser

nichts ahnend mit seinen europäischen Freunden beim fröhlichen Mahle. Da, es mochte kurz vor Mitternacht sein, reichte ihm einer der Diener heimlich ein Zettelchen, das Stadler verstohlen las: „Du zechst mit fröhlichen Freunden, unterdessen raubt man dir Fatiniza, dein Weib! Eile, wenn du dein Nest nicht leer finden willst!“

Rudolf Stadler wurde totenblaß, sprang auf und eilte hinaus. In der Vorhalle ergriff er sein Wehrgehänge mit der feinen Damaszener Schwertklinge und stürmte in die laue, linde, köstliche Nacht, seinem Palaste zu.

Der Stundenrufer auf der Abbas-Moschee verkündete gerade Mitternacht, als Stadler atemlos im Säulenraum seines Schlosses antam, sinnverwirrt vor Angst um sein Weib. In diesem Augenblick erklangen aus dem Syrinnegebüsch des Gartens drei Drosselrufe, und was jetzt Stadler sah, machte ihm das Herz stockend. Ein brauner, mustulöser Bursche rannte durch die Säulenhalle, dem Garten zu, und auf seinem Arm trug er sein weinendes, schreiendes Weib, das seiner lieblichen Fatiniza köstlichen Schleier trug. Wie ein weidwundes Tier schrie Rudolf Stadler auf, riß sein Schwert aus der Scheide und setzte dem Frauenräuber nach, der durch den Garten flog, der Palast-Moschee zu und in der Vorhalle des mohammedanischen Gotteshauses verschwand. Stadler war ihm dicht auf den Fersen, und im Vorraum der Moschee ereilte er ihn und spaltete ihm mit wuchtigen Hieben den Schädel. Der Räuber sank zu Boden, das Mädchen aber flüchtete in die Moschee, und in dem einzigen Augenblick, den sie ihr Antlitz dem Hofuhnmacher zuwandte, erkannte dieser voller Entsetzen, daß das Mädchen eine Fremde, nicht Fatiniza, sei. Im Nu war Stadler von der Tempelwache umringt, der Palasthauptmann war auch sofort zur Stelle, man entwarfnete den vor Schreck und Reue fast Besinnungslosen und führte ihn in den Kerker des Schlosses. Der Schah, dem man sofort das furchtbare Verbrechen meldete, raufte sich Bart und Haar! Sein bester Freund, sein Liebling, hatte das garstigste Verbrechen begangen, das der Perser kannte: Mord in der heiligen Moschee, dazu noch von einem Angläubigen begangen!

Am frühen Morgen trat das hohe Gericht zusammen und verurteilte, wie nicht anders zu erwarten war, den Mörder zum Tode durch das Schwert, und da nach geheiligter Tradition der Schah nur Gläubige begnadigen durfte, Rudolf Stadler aber Christ war, war an eine Aufhebung des Urteils durch den Schah nicht zu denken, wenn er nicht die Wut des ganzen Volkes auf sich lenken wollte. So schlaun hatten des Hofuhnmachers Feinde ihre Sache gesponnen.

Der Perserkönig ging nun selbst in den Kerker und beschwor unter Tränen den Verurteilten, sofort und feierlichst seines Christenglaubens zu entsagen und Moslemin zu werden.

„Ich bereue meine schnelle That auf das tiefste, edler Herr und Freund. Die Angst um mein armes, armes Weib hatte mich von Sinnen gebracht, und so wurde ich zum Mörder! Nun laßt mich auch süßen! Aber meinen Glauben, meinen Gott und Heiland abzuleugnen, die ich liebe mehr als mein Leben, um dem Tode zu entgehen — niemals, hoher Herr!“

Da ging der Schah betrübt und mit zerrissenem Herzen davon und ließ ihm drei Tage Bedenkzeit, und täglich trat er zu seinem unglücklichen Freunde in den Kerker und bat und flehte ihn an, seinen Glauben abzuschwören. Er versprach ihm dann nicht nur volle Straffreiheit, sondern auch eine Kiste voll Dukaten, ein Stück seines Landes und die Stellung des Großvezirs, des obersten Beamten Persiens. Aber alle diese Verprechungen lockten den frommen Stadler nicht, er blieb standhaft und unerschütterlich seinem Glauben treu!

So nahm das Schicksal seinen Lauf. Am vierten Tage fiel das Haupt Stadlers unter dem Beile des Henkers.

Seine Feinde triumphierten!

Aber nicht lange! Der Schah wurde schwermütig und tiefsinnig, und eines Tages, als die goldene Uhr Stadlers nicht mehr schlagen wollte, kam ein Wutausch über den Fürsten, der schlummernde Despot in ihm erwachte und er ließ kurzerhand alle Männer seines Hofes, die gegen Stadler geheßt und geschürt hatten, hinrichten.

Des braven Hofuhnmachers irdische Reste aber bargen die armenischen Christen auf ihrem stillen, friedlichen Totenader. Ein schlichtes Denkmal setzte man dem Glaubensgenossen, der so unerschütterlich an seinem christ-katholischen Glauben festgehalten hatte, und noch heute, nach fast 360 Jahren, ist in Isfahan Stadlers Grabstätte ein Wallfahrtsort für fromme Armenier, denen es ein Herzensbedürfnis ist, an geweihter Stätte zu beten.

Sieh, das ist es, was auf Erden
Jung dich hält zu jeder Frist,
Daß du ewig bleibst im Werden,
Wie die Welt im Wandel ist.

Emanuel Geibel, 1836.

Besuch bei Madame Staël, einer Freundin der Deutschen

Von Liesbet Dill

Nach Coppet? Sie wollen nach Coppet? Was ist denn da zu sehen? Ein Schloß? Madame de Staëls Besitztum? Es halten keine Schiffe dort, und mit der Bahn kommt man gar nicht mehr an einem Tag nach Montreux zurück. Die Engländer, mit denen ich reiste, hatten nie etwas von Coppet gehört und in allen Fremdenbüchern, die mir der junge Herr im Bureau des renseignements durchblätterte, stand über Coppet nur „steamboot-excursion“, „Schloß der Mad. de Staël.“, „Donnerstags von 2 bis 4 zu besichtigen.“ Ich gehöre nicht zu den Menschen, denen Schwierigkeiten besonderen Spaß machen, aber ich hatte mich nun einmal darauf kapriziert, Madame de Staël einen Besuch abzustatten. Ihr Leben hat mich immer fast noch mehr als ihre Werke interessiert, und so fuhr ich an einem heißen Julitag nach Genf mit dem ersten Frachtschiff, das dann zufällig doch in Coppet hielt. Ich stieg allein ans Land. Ein stilles, verstaubtes, heißes Dorf mit engen, sehr sauberen Gassen, herabgelassenen Läden und Häusern, die aussahen, als schliefen sie den ewigen Schlaf. Eine alte breite Allee führt nach dem Schloß, dann stehe ich vor dem hohen Tor und läute. Eine dicke Madame öffnet. . . bedauert, sie läßt sich etwas bitten, ich stelle mich als Amerikanerin vor, bin so weit hergereist, eigens um das Schloß zu besichtigen. . . endlich läßt sie mich eintreten.

Ein weiter stiller Hof, in dem zwei Brunnen in den Ecken leise in steinerne Bassins rieseln und Tauben umherflattern. Der zweite Hof ist elegant, mit Blumen geschmückt, grünerankt die Wände. Ein Concierge in Hemdärmeln, der Machthaber, läßt mich in eine hohe kühle Vorhalle eintreten. Rote Damastseffel an den Wänden, Porträts und Ramin und eine breite gewundene Treppe. . . Das Schloß, ein zweistöckiger eleganter Bau aus dem 12. Jahrhundert, später aufgestockt mit runden Türmen, ruhig, behaglich, elegant und heiter. Von dem Balkon aus hat man einen herrlichen Blick über den See, der Park umschließt es rückwärts ein. . . Ich trete in die hohe Bibliothek, die angenehm vom Grün der Bäume des Gartens beschattet ist. Hohe Bücherregale bis an die Decke, schwere solide Möbel aus Zitronenholz, Sessel und Schreibtisch mit dem roten Koffer Neckers, ihres Vaters, worin er die Staatspapiere auf seiner Flucht mitnahm, seine Briefftasche liegt daneben. . . An der Wand, unter Glas eingerahmt, das traurige Testament Ludwigs des Sechzehnten. . . Ein kleiner zierlicher Schreibtisch, 25 cm breit

und 50 cm lang; der Concierge zieht ein Schubkästlein heraus, wie für eine Puppe. Hier hat die Staël ihre großen Werke geschrieben, auf diesem winzigen, zierlichen Möbel. . . Man möchte sich gleich in diesem großen Raum niederlassen, aber nicht an Madames Schreibtisch. . . Bequeme Sessel, Bilder, Vasen überall. Hier hat eine Frau von Welt gewohnt, eine, die es verstand, aus ihrem Leben das zu machen, was ihr lebenswert erschien.

„Ancienne Résidence de Mad. de Staël.“ Hier hat sie ihre Sommer verlebt, ihre Freunde empfangen, hierher flüchtete sie, als ihr in Paris der Boden zu heiß ward, von Napoleon verbannt, außer Landes verwiesen, weil sie gewagt hatte, ihm die Wahrheit zu sagen, die große Männer so selten vertragen. Das stille Schloß wurde der Zufluchtsort für den Minister Neckers, als er in Ungnade fiel und vor den Revolutionären flüchtete. Hier empfing sie Bonapartes Brüder, Joseph und Lucien, mit denen sie Freundschaft verband, während sie Napoleon haßte. Hier schrieb ihr Vater seine Rechtfertigungsschrift: „Politik und Finanzen“, die ihm Napoleon sehr übel nahm.

Es sieht alles aus, als sei Madame sieben abgereist nach Paris und habe nur die Dienerschaft zurückgelassen. . . Im ersten Stock öffnet man mir den Salon. Viele Sitzgelegenheiten, helle Brokatsessel und große wunderbar schöne Gobelins, die die Wände zieren, auf diesen eleganten, zierlichen Tischen mit seidenen Decken wurde abends der Tee serviert.

Der Concierge stößt die grünen Läden auf, lebendige Sonnenlichter flattern über Bücher, Fächer und Vasen.

Es ist, als atmeten die Bilder; die schönen kalten Augen der Madame Recamier, ihrer besten Freundin, die sie oft in Coppet im Sommer besuchte, schauen uns an. „Ein Bündnis zwischen Schönheit und Geist.“ Dort steht das berühmte Recamiersofa, auf dem der Hofmaler Gérard sie gemalt, mit den bloßen Füßen, der Lockenfrisur und dem roten Band. . . und – welcher Gegensatz – dort ihre Totenmaske, die schöne Frau, mit erloschenen Augen, eine Greisin unter weißer Haube mit eingefallenem Mund. . .

In diesem Saal wurde Theater gespielt, hier stehen noch die Spieltische mit den Figuren, den Spielkarten, hier empfing sie ihre Gäste, hier saß man nach Tisch, wenn die Diener den Kaffee reichten, hier machte man ihr den Hof, hier lebte, liebte und arbeitete sie. Daneben ihr Schlafzimmer, pompös und elegant, schwere Damastvorhänge um das breite Bett gerafft, die Sonne leuchtet



Gérard

Madame de Staël

auf polierten, eingelegten Möbeln, hohen Vasen, die Porträts ihrer Eltern. Minister Necker im Samthabit vor dem Tintenfaß, und ihre Mutter, eine malitiös lächelnde Pariserin, in taubengraublauer Seidenrobe, mit weiten panniern, feinplissiertem duftigem Fichu und wunder-vollen Händen. Und dort — ein sonderliches Bild — Madame als vierzehnjähriger Backfisch, mit hochgetürmter Lockenfrisur, Stumpfnase und impertinentem Lachen, eine Karikatur ihrer selbst. Vor diesen hohen Spiegeln hat sie oft gestanden, ihr Porträt gibt sie wieder mit dem Turban, den bloßen Armen, dem Directoirtog. Sie war nicht schön mit dem Doppelkinn, der starken Büste; ihre Hände sind edel geformt und ihre Augen scharf und klug. Auf Säulen die Büsten ihrer Freunde Hudon und Voltaire, in der Ecke steht Schlegel. . . Auch ein Freund? Der Erzieher ihrer Kinder, verbessert der Concierge. . . Die Pendülen auf den Kaminen sind stehen geblieben, helle Perser bedecken den Boden, in den Vasen trockene Sträucher. . . Das Schloß gehört ihren Erben, den jetzigen Grafen d'Haussonville, die es im Sommer ein paar Monate bewohnen und alle Räume Madames pietätvoll so gelassen haben, wie sie sie verließ. . . Deshalb macht alles einen so lebendigen Eindruck, als käme sie gleich selbst aus der Türe ihres Schlafzimmers, um uns zu begrüßen. Eine zierliche Kommode, in der Ecke die Büste der Recamier. Rechts vom Bett die Totenmaske ihrer Mutter, darunter „On s'aimera toujours.“

Vor dem Bett in einem Glaskasten liegen die seidenen Turbane, mit denen sie sich gern drapierte, türkische, rote, gelbe und weiße Schals. Das Bildnis des Baron de Staël hat mich überrascht. Den Mann einer so berühmten Frau, von dem man nicht viel mehr weiß, als daß er schwedischer Gesandter war und sich von ihr scheiden ließ, stellt man sich anders vor. . . Dieser schlank, junge Aristokrat mit dem melancholischen blaugrauen Augen, den feinen Händen, der schwarzen enganliegenden Samtgalauniform mit Orden, Spitzenjabot, dem Degen an der Seite, hat etwas ungemein Sympathisches. Vielleicht hat Westmüller ihn auch nur so schön gemalt. . . ?

Baron de Staël, der Fräulein Necker ihres Geldes wegen heiratete, hat in ihrem Gefühlsleben keine große Rolle gespielt. Er hatte sie bald enttäuscht und ließ sich scheiden, als ihr Vater, der dem französischen Staat mehrere Millionen geliehen hatte, sein Vermögen während der französischen Revolution einbüßte. . . Während ihrer Ehe hat sie viele andere geliebt, Louis von Narbonne, von dem sie in Coppet ihren Sohn Albert bekam, und der sie dann verließ; den Schweizer Benjamin Constant, um den sie viel gelitten hat, und dem zuliebe sie doch ihre Freiheit nicht zum zweitenmal aufgeben wollte. . . Vater ihrer Tochter, der späteren schönen Herzogin v. Broglie.

Ihr zweiter Sohn Albert fiel im Duell mit einem Rosakenoffizier; Narbonne, ihr einstiger Liebhaber, starb als Kommandant der Festung Torgau. Nachdenklich geht man durch diese hellen, schönen, eleganten Räume, in denen man noch den Geist, den Geschmack und den Duft einer Frau von Welt spürt. Das reizende Schlafzimmer der Recamier tut sich auf, taubengraue Seide bedeckt das zierliche Bett, handgemalte chinesische Malereien zieren die Wände, ein Betpult neben dem Bett, weiße Atlasseffeln, helle Perser, breite weiße Türen, ein kokettes Nest für eine verwöhnte Frau. —

Im Vorübergehen — denn der Concierge kann sich auch für eine Amerikanerin nicht lange aufhalten — sieht man Madames Gewänder, ihre großen unentbehrlichen Fächer, mit denen sie oft gemalt ward, ihre Bücher und Schmucksachen, ihr Schokoladeservice aus Altberliner Porzellan, und in jedem Raum steht ein kleines zierliches Bureau, an dem Madame, wenn es ihr in den Sinn kam, sich niederließ, um zu schreiben. . . Hinter dem Schloß ein heller Riesplatz mit Gartenmöbeln unter einer uralten riesigen Eiche. . . Der Park liegt in der Mittagssonne, weite hohe Alleen mit uralten Kastanien, ein Bach rauscht nebenher, breite Wiesen, ein stiller Weiher, auf dessen trübem, stehendem Wasser einige Blätter schwimmen. . . Auf einer Bank am Wasserfall lausche ich dem Singen der Vögel in den Bäumen. Alles ist still um mich. . . Ich denke an das Leben dieser großen seltsamen Frau, eine Freundin der Deutschen, an ihre kühnen Reisen, die sie über ganz Europa unternahm, zu einer Zeit, als das Reisen in kalten Reisekutschen, auf miserablen Wegen und in verräucherten Wirtshäusern für eine verwöhnte Frau nicht ungefährlich war; an die vielen Freundschaften, die sie schloß, an alle Könige und Fürsten, alle Höfe ihrer Zeit, alle Gelehrten, Künstler und bedeutenden Männer, die sie kennengelernt und aufgesucht, an den schönen spanischen Offizier Jean de Rocco, der sich mit 22 Jahren leidenschaftlich in die 44jährige verliebte und den sie heimlich heiratete, eine Ehe, die viel angegriffen wurde und von der viele erst nach ihrem Tod erfuhren. . . und an das Wort, das sie uns als Resumé ihres bewegten Lebens hinterließ, daß die Todfeinde der Menschen die Leidenschaften sind und die Liebe das einzige ist, was uns bleibt. . . J'ai aimé Dieu, mon père et la liberté. . . Sie kehrte nach dem stillen Coppet zurück, um ihre Werke zu schreiben und — mit 51 Jahren hier zu sterben. . .

Es war der 14. Juli, ihr Todestag, als ich in dem stillen Park von Coppet ihr Grab besuchte. . . Aber Madame de Staël ist nicht tot. Mir ist, als käme durch die langen Alleen plötzlich eine bekannte Gestalt geschritten, mit wehenden Schleiergewändern, den Turban auf dem Haupt, ein Buch in den schönen Händen, langsam in Gedanken — auf ihrer Morgenpromenade.

Weltverbessern ist ein Ding,
Das noch jeder falsch anfang.
Heile nur das eigne Wesen,
Dann wird auch die Welt genesen.
Ganz im Innern liegt die Kraft,
Die sich alles außen schafft.

Rheinwald.

Plauderei über Segelschiffahrt

Von Willi Römer, Mülheim (Ruhr)

Von Segelschiffen will ich erzählen, von Sturm und Not, von heiteren und ernsten Stunden und von der großen Liebe unserer deutschen Jugend zur See.

Doch beginnen wir mit dem Ausgangspunkt unserer Erzählung, einer Reise auf einem deutschen Segelschiff von der Freien und Hansestadt Hamburg, unfraglich dem Zentralpunkt des gesamten deutschen Überseehandels, nach der Westküste Südamerikas.

Die Stadt Hamburg, etwa 18 Meilen oberhalb der Mündung am rechten Ufer der Elbe gelegen, ist nicht allein einer der bedeutendsten Häfen der Welt, sondern auch einer der landschaftlich schönsten Orte Deutschlands. Ganz besonders sehenswert ist natürlich der Hafen.

Wer den Hamburger Hafen vor dem Kriege schon mal gesehen hat, wird heute vergeblich den gewaltigen Mastenwald des Segelschiffhafens suchen. Gewiß sieht man auch heute noch vereinzelt Segelrahschiffe, welche ohne jede Hilfskraft, lediglich auf den Wind angewiesen, große Fahrten nach Afrika, Australien, Südamerika und San Franzisko unternehmen. Wer liebt sie nicht, die schlant und ranf gebauten Schiffe mit den hohen stolzen Masten und dem schön geformten Klipperbug! Da lacht das Seemannsherz, wenn bei steifer, aber raumer Brise alle Segel beigelegt, das scharfgebaute Schiff mit 10, ja auch 12 bis 15 Seemeilen die Flut durchschneidet.

Da heute Segelschiffe wegen Unrentabilität nicht mehr gebaut werden, wird auch der Stamm der alten, wetterfesten Seeleute immer weniger, ist doch der Dienst auf solchen Schiffen weit schwerer und gefährlicher, wie auch an seemannischem Können entschieden mehr verlangt wird als auf Dampfern. Die Fahrzeit auf Segelschiffen als Schiffsjunge und Matrose bleibt aber die beste Vorbereitung und Schule für den späteren Schiffssoffizier. Da auch der notwendige Besuch der Navigationschule eine wenigstens 24 monatige Segelschiff-Fahrzeit bedingt, sehen sich heute große Dampfer-Kompanien gezwungen, Segelschulschiffe auszurüsten, um sich ihren Nachwuchs an Steuerleuten und Kapitänen selbst heranzubilden.

Doch begleite man mich nunmehr an Bord der Viermastbark „P.“ von etwa 4500 Ladetonnen, die im Segelschiffhafen an den Pfählen liegt. Die Mannschaft hat bereits vollzählig gemustert — einige Matrosen kennen sich von früher her; Erinnerungen werden ausgetauscht, und der Schiffsjunge, Moses genannt, sagen wir lieber Moses und seine Jünger — von der Sorte haben wir nämlich sechs an Bord, die ihre erste Reise machen —, hören sehr andächtig zu. Im übrigen ist jedoch jeder Moses von der Wichtigkeit seines Amtes überzeugt, und man bekommt erst dann Achtung vor ihnen, wenn man sie bei Landgang auf der Reperbahn in St. Pauli bewundern darf, mit blauem Marinezeug belleidet, Kapitänsmütze auf stolz erhobenen Haupt und Seestiefel an den Füßen. Kurz und gut, die Herren Moses kommen sich schon vor wie Seeräuber Störtebeker oder Nelson in der Seeschlacht bei Trafalgar. Sonst machen sie jede Arbeit vorschriftsmäßig verkehrt und wissen alles besser. Zuweilen schauen sie schon mal voll Ehrfurcht nach den hohen Mastspitzen, aber trotz Angst und Herzklopfen leidet der Appetit nicht darunter. Ja, die Jungs können essen — die Augen leuchten und das Gesicht wird immer

röter. O, ihr Eltern, eilt herüber und bewundert eure Söhne. Wir alten Matrosen freuen uns herzlich, haben wir's denn nicht auch so gemacht! Wir wissen auch, daß die hohen Masten und das auf See übliche Fötelfleisch keine Fettleibigkeit zulassen. Drum esset und freut auch eurer Jugend, denn die Schiffsjungenzeit ist und bleibt die schönste Erinnerung.

Die übrige Besatzung besteht aus Jungmännern, Leichtmatrosen, Matrosen, Handwerkern, zwei — auch drei — Steuerleuten und dem Kapitän, insgesamt 31 Mann Besatzung. Vergessen wir bitte nicht die Haustiere, nämlich zwei bis drei Schweine, Hühner und ein Schiffshund; nun glaube ich, annehmen zu dürfen, meinen Lesern die

gesamten Lebewesen eines solchen mittelalterlichen Fahrzeuges genügend vorgestellt zu haben.

Inzwischen verschwindet das letzte Faß Zement im Raume des Schiffes — außer Zement besteht die Ladung aus Rots, Stüdgut und Ballast —, alles für die Westküste Südamerikas bestimmt. Die Reise kann losgehen. Die Schlepper heulen bereits — Tropfen werden an den Pollern befestigt —, die schweren Leinen an Pfählen losgeworfen und die Flaggen gehißt. Kapitän und Inspektor betreten das Schiff und los geht's, die Elbe abwärts — an den Landungsbrücken vorbei —, nochmals drei cheers den Hamburger Deerns, und die Reise beginnt mit allen Freuden und Leiden der Segelschiffahrt. Wir passieren Finkenwärder, Brunsbüttel, Cuxhafen und nachts um 12 Uhr Feuererschiff 1. Leichter Ostwind kommt auf — Segel werden beigelegt. Nun macht der Schlepper auch bald, daß er weht, da wir jetzt schneller laufen als er. Als letzter verläßt der Lotse mit einem „Gooode Reij“ das Schiff. Hinaus geht's in die Nordsee, und mit 7 Meilen Fahrt bei raumem Winde und leicht bewegter See streben wir dem englischen Kanal zu. Die Wachen sind eingeteilt, und mit einem „Gooode Wach“ kriecht die Backbordwache in ihre Kojen. Die Steuerbordwache hat Wache an Deck und ist damit beschäftigt, das Deck aufzuklären. Ich habe Ruder und darf träumen. Das Schiff steuert gut und liegt sehr stetig. Die Augen gehen abwechselnd vom Kompaß zum Windflügel am Kreuztopp hinter mir. Die Gedanken aber sind in der Heimat.

Große Stille herrscht an Bord — nur Moses hat Ausguck und spaziert auf der Back von Lee nach Luv und wieder zurück, mit der Gleichmäßigkeit einer Schweizer Unteruhr. Der wachhabende zweite Steuermann hüllt sich auch in Schweigen, macht ein melancholisches Gesicht und denkt vielleicht an seine Braut, so er eine hat. Na, ich bin zufrieden damit und froh, daß er nicht egalweg am Kompaß herumtanzte und ewig nörgelt. Übrigens eine sehr beliebte Beschäftigung sentimental veranlagter Naturen nachts um 12 Uhr bei Mondenschein; leider auch außer dieser Zeit. So Gott will, wird er die Sterne anbeten, so wie der „Zweite“ meines vorletzten Schiffes, einer chilenischen Fünfmastbark. Er war ein Hamburger Jung und besaß die schöne Eigenschaft, während der langen Nachtwachen, ohne ein Wort zu sprechen, anbetend zu den Sternen aufzublicken. Wenn ihm aber der Kapitän mal gnädig war und eine Flasche Schnaps traktierte, dann leuchteten seine Augen und das struppige Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. Er ging dann in sein Kämmerlein (Kartenhäus) und



Viermastbark „Passat“

lang das schöne Lied: „Ach wenn es doch immer so bliebe“ Immerhin war's ein Gemütsmensch — da der Schluß solch wehevoller Stunde gewöhnlich das Lied bildete: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit“

Trotz seiner Eigentümlichkeiten war's ein Seemann aus altem Schrot und Korn, der noch nie einen Dampfer gefahren hat.

Mein Rudertörn ist mittlerweile zu Ende — der Ablöser übernimmt Ruder und Kurs. Ich gebe den Kurs ebenfalls an meinen Steuermann und verlasse das Hochdeck. Den Rest meiner Wache verbringe ich damit, den Moses des Kreuztopps in die Geheimnisse der unendlich vielen Tauen und Segel einzuweißen.

Aller Anfang ist schwer; aber schließlich ist ja Rom auch nicht an einem Tage erbaut worden, und der Seemann hat Zeit, sehr viel Zeit sogar, im Gegensatz zu dem Städter mit dem ewigen Gehehe und Gejage. Wenn man von langer Reise kommt und beobachtet als harmloser Zuschauer dieses wahnsinnige Rennen um die stabilisierte Goldmark, so wird einem nachher selbst ganz wirr im Kopf. O diese Armisten! Ich habe immer das Gefühl, als wenn ihnen der liebe Gott im Vertrauen die Todesstunde genannt hätte.

1 Glas (10 Minuten vor 4 Uhr) ertönt — Purren der andern Wache — ein erlösendes Gefühl. Um 8 Glas (4 Uhr) ein kurzes Mustern beider Wachen — ein gegenseitiges „Goode Wach“ und „Goode Ruh“, dann aber rin in die Kojen. Nun muß man sich hierunter keine weichen Ehebettchen vorstellen, es sind lediglich Bretter-

werden hierfür mehr Verständnis haben, da ihnen wohl eher bekannt ist, daß Seife sich in Salzwasser nicht auflöst.

Meine Leser für die täglichen Arbeiten der Schiffsleute zu interessieren, würde mir wohl kaum gelingen. Im wesentlichen bestehen solche aus Segelmandövern, Segelbergen und Beifehen, je nach Windstärke und -richtung, wie auch Steuern und Überholen (Reparieren und Instandsetzen) des Schiffes, im besonderen des laufenden Gutes unter Leitung des Steuermannes, der ebenfalls tüchtig Hand anlegt. Der Kapitän dagegen flucht und schimpft, weiß alles allein, jammert um die alte deutsche Seefahrt, wo er noch als Matrose fuhr, und täglich hört man die schönen Worte: „Früher hatte man hölzerne Schiffe und eiserne Matrosen und heute eiserne Schiffe und hölzerne Matrosen.“ Durch tägliche Wiederholung verliert aber jeder Anspruch an Bedeutung, auch glaube ich, daß es zu seiner Zeit nicht viel anders war. So verläuft ein Tag wie der andere.

Dover wird passiert, und bei Westwind kreuzend geht's durch den englischen Kanal. Bei Smutwetter und anstrengender Arbeit kommen wir nur langsam vorwärts. Im Kanal herrscht rege Schiffsahrt, englische Wochendampfer sausen mit wahnsinniger Fahrt hart an unserem Bug vorbei. Herrgott, haben die Kerls Nerven! Nicht zu vergessen die englischen Fischerflottillen, die glauben, außer ihnen gäbe es nichts mehr auf dieser Welt. Doch immer weiter geht's. Vorbei an Eddystone, Lizard und auch die Scilly-Inseln achteraus lassend, segeln wir in den Atlantischen Ozean. Der Wind raumt und wird steifer.

Der Seekrankheit werden mehr. Alle Unbefahrenen haben mehr oder weniger darunter zu leiden. Bei dieser Krankheit versagt auch wohl die Wissenschaft, denn meines Wissens hat man noch kein Mittel entdeckt, ihr vorzubeugen. Auf Segelschiffen leidet man hierunter weniger als auf einem Durchschnittsdampfer von etwa 12 000 Tonnen, welcher weit mehr rollt und jumpt. Ganz natürlich, da das Segelschiff nicht allein durch Wind oder Sturm vorwärtsgehoben, sondern auch durch ihn in eine bestimmte Lage gehalten bzw. gedrückt wird. Die schiefe Lage läßt sich jedoch nicht vermeiden, aber ein Kentern dürfte wohl ganz ausgeschlossen sein, es sei denn, daß man bei halber Ladung und plötzlich eintretendem schwerem Wetter, gar keine Zeit mehr hat, die Segel zu bergen.

Das Wetter klärt sich auf — die Sonne lacht —, man merkt, es geht nach Süden. Oben vom Mast nur sieht man die spanische Küste, und außer den Makrelenfischern ist weit und breit kein Fahrzeug zu sehen. Gegen Abend kommt in südwestlicher Richtung ein Dampfer auf, es scheint ein deutscher zu sein — bald hat er uns erreicht —, es ist der Passagierdampfer „Cap Polonio“



M. S. „Gustav“ — Dezember 1924

stellagen mit Strohsack und zwei wollenen Decken. Ein Kojenbrett für Zahnbürste usw. zimmert man sich gewöhnlich selbst. Aber schlafen kann man wie die Murmeltiere; weder Sorgen noch Krankheit, kein Neid, kein Haß — um sich herum die herrliche See mit ihrer würzigen Luft —, nur Frieden! O Welt, wie bist du schön!

Einen Arzt fahren wir nicht, doch macht jeder Steuermann im Anschluß an seine Navigationsschulzeit einen sechswöchigen medizinischen Kursus mit; viel kommt dabei aber meines Wissens nicht heraus. Der einzige Vertreter der medizinischen Wissenschaft ist ein medizinisches Handbuch, außerdem eine Schiffsapothek mit vielen Flüsschen und Schächtelchen, vernünftigerweise mit einer Nummer versehen. Fehlt aber meinerwegen mal die gewünschte Medizin Nr. 13, so nimmt man 6 und 7, die Wirkung muß ja dieselbe sein. Wohlweislich besteht aber solche Apotheke nur aus harmlosen Medikamenten. Sonst käme schließlich nur noch der Kapitän mit seinem Tierpark als die einzigen Überlebenden am Bestimmungsort an.

Kommt man aber als gesunder Mensch an Bord, so ist nach dreibis viertägiger Seereise eine Krankheit fast ausgeschlossen. Die Seeluft konserviert —, dazu die gesunde, doch nicht zu üppige Nahrung, und an körperlicher Bewegung mangelt es natürlich erst recht nicht. Frischwasser dürfte allerdings in größeren Mengen vorhanden sein, aber es geht auch so. Zu verdursten braucht man nun nicht — auch ohne Alkohol, entgegen der Meinung vieler Landratten. Überflüssig ist wohl, zu erklären, daß Salzwasser weder zum Trinken noch zum Gessicht — wie auch Kleiderwaschen zu verwenden ist. Die Hausfrauen

der „Hamburg Süd“, wahrscheinlich von Buenos Aires kommend auf der Heimreise nach Hamburg begriffen. Flaggen werden gedippt, Hurra-Rufen und Mühen-Schwenken — an Bord des Dampfers spielt die Musik —, haben die's gut! Und wir auf unserem Windjammer?

Jedenfalls ist eine sehr erfreuliche Tatsache für uns Deutsche die, daß auch heute wieder auf allen fremden Meeren die alte deutsche Flagge weht.

Das große, herrliche, immer noch freie Meer gehört dem Mutigen, daran hat auch der Ausgang des Weltkrieges nichts ändern können. Gewiß wird unser englischer Vetter wieder sehr darunter zu leiden haben, doch scheitert einstweilen jedes Stöhnen an der Erkenntnis seiner Ohnmacht.

Der Golf von Biscaya, im Winter eine sehr gefährliche Windecke, liegt hinter uns. Der Wind raumt nach Nordosten; wenn er stetig bleibt, kann es der Nordost-Passat sein, welcher uns bis zur Linie bringen soll. Der Nordost- wie auch Südost-Passat weht mit geringen Abweichungen je nach der Jahreszeit immer gleichmäßig, jahraus jahrein. Das Schiff macht gute Fahrt, das Wetter ist herrlich und mit allen Segeln im Topp steuern wir unter frischer Brise nach Süden. Gegen Morgen kommt die Insel Madeira in Sicht — gewiß eine sehr interessante Abwechslung wird der Leser denken. Doch wie lange der Seemann auf der Fahrt glücklich und zufrieden ist, ohne Land zu sehen, kann der nicht seemannische Leser sich kaum vorstellen. Er entbehrt nichts, weil das Meer ihn unterhält. Stundenlang kann man dem Spiel der Wellen zuschauen — das Meer leuchtet im wunder-

vollen Sonnenschein. Man träumt und bewundert die Größe der Natur. Herrlich sind die Tropennächte auf dem Meere. Ringsum kühles Dämmern, das Meer erscheint wie eine große weiße Fläche. Plötzlich hebt das Mondlicht die Schatten der Tauen auf den Segeln heraus. Die ganze Latelage erscheint vergrößert. Eine weiche Stimmung ergreift einen, wenn man in einer solchen Nacht an Deck in einer Hängematte liegt, den klaren Sternenhimmel über sich. Die Mastspitzen fegen am Himmel hin und her, die gleichmäßige Bewegung des Schiffes schläfert ein und unmerklich naht sich der Übergang vom Wachen zum tiefen, ruhigen Schlaf.

Einer der schönsten Reize auf See ist ein Sturm bei Sonnenschein, wenn die Sonne dem Wasser die verschiedenen Farben gibt, wenn die schwere See heranrollt, der Sturm die weißen Wellenköpfe auseinanderkämmt und weiß gefärbte Streifen von Welle zu Welle sich bilden.

Nach siebenwöchiger Reise passieren wir die Linie. Ein wichtiges Ereignis im Leben des Seemanns ist die Äquator-Taufe, die jeder, der zum erstenmal den Trennungsgrad der beiden Halbtugeln kreuzt, empfängt. Schon wochenlang hat man Vorbereitungen getroffen, gearbeitet, Taufscheine hergestellt, Kostüme genäht usw. Bereits am Abend vorher kommt Neptun mit seinen Gesandten und bittet um den Namen des Schiffes sowie um die Liste derjenigen, die schmutzig von der nördlichen Hälfte in seine Gewässer kommen. Am nächsten Tage nachmittags beginnt die eigentliche Taufe. Die Gesellschaft erscheint wieder. Dieses Mal kommt Neptun in Begleitung seiner Frau. Eine Persenning ist ausgebreitet und mit Wasser gefüllt, das sogenannte Taufbecken mit einem Brett darüber.

Einzeln werden die Täuflinge herbeigeführt. Der Pastor berichtet von ihren Schandtaten, bösen Eigenschaften und Krankheiten, worauf der Arzt dem Betreffenden Villen und aus großen Medizinflaschen die erforderliche Medizin zwecks Gesundung in den Mund schiebt. Die ganz naiven Jungen schlucken schon mal diese Medizin; die Folgen sind natürlich mehrstündige heftige Magenbeschwerden, begleitet von öfterem fluchtartigen Ausrücken, als wenn der Teufel hinter ihnen herwäre.

Nachdem auch die Rasur mit Hilfe großer hölzerner Rasiermesser beendet ist, wird der Täufling von der „schwarzen Polizei“ ins Becken gezogen und sechsmal untergetaucht. Nunmehr ist die Taufe vollzogen und der arme Junge erhält einen Taufschein mit dem vom Pastor empfangenen Namen ausgehändigt.

Wir sind jetzt in den sogenannten Mollungen, wo sehr oft Windstillen herrschen. Gewitter- und Regenböen bringen uns aber rasch in den Südost-Passat. Zuweilen gibt es furchtbare Gewitter auf See, wahnsinnige Blitze und gewaltiges Donnern. Schlägt ein Blitz ins Wasser, so steigt eine Wasserfäule, dünn und scharf wie ein Rasiermesser, meterhoch aus der getroffenen Stelle empor. Sieht man in solchen Gewitternächten hoch oben im Mast, verliert man leicht die Sicherheit, da ein plötzlich niedergehender Blitz sehr stark blendet.

Der Südost-Passat ist doch recht rauh, da es unten in den Winter hineingeht. Wir laufen fixe Fahrt, und bald melden sich die ersten Kaptauben. Sie sind weniger schön als die Seemöwen und sind auch kleiner und schwarz gefleckt. Es wird mit jedem Tage kühler. Wir nähern uns Kap Horn. Die Unter-, Sturm- wie auch Obermarssegel werden durch neue und schwere Baumwollsegel ersetzt, auf beiden Seiten des Decks von vorne nach achtern des Vor- und Achterdecks starke Strecktaue gespannt, damit man bei überkommenden schweren Seen Halt hat.

Der Wind nimmt zu, die oberen Segel werden festgemacht, und schwer arbeitend zerteilt das starke Schiff mit seinem scharfen Bug die rollende und wogende See. Der Wind springt von Süden nach Westen und wieder zurück nach Süden. Hagel- und Schneeböen folgen nacheinander. Die Latelage ist vereist und das Steuern wegen der Hundekälte eine Qual. Bis auf Sturmsegel ist die ganze Leinwand geborgen. Die See nimmt unheimlich zu. Wir kommen bei Südwind gut nach Westen. Obermarssegel werden wieder beigelegt.

Je schneller wir jetzt vorwärts kommen, um so besser ist es. Die Freude währt jedoch nicht lange. Der Sturm läßt nach, springt aber leider wieder nach Westen um. Die Lage wird jetzt kritischer, da das Schiff bei der furchtbaren See unheimlich schlingert. Es rollt sich die Seele aus dem Leibe. Segel werden beigelegt, um dem Schiff mehr Halt und Fahrt zu geben. Mächtige Wassermengen ergießen sich über Deck, da einmal die Back- und dann wieder die Steuerbordseite im Wasser verschwindet. Doch jeder Befahrene fühlt, daß der eigentliche Kampf um Kap Horn erst beginnt.

Der Wind nimmt am folgenden Tage wieder zu. Doch immer noch bläst er aus Westen. Das kann eine nette Fahrt werden, denn bei der See und der sehr regelmäßigen Windstärke machen wir durch Kreuzen nur sehr wenig Fahrt voraus. Am nächsten Morgen sehen wir die Diegos, Kap Horn vorgelagerte Felsengruppen. Es ist ein graufiger Anblick — man sieht nur weiße Gischtmassen —, eine furchtbare Brandung. Wehe dem Schiff, das, wie in unserer Lage, auf Backbord-Halsen liegend, nicht rechtzeitig wenden kann. Doch der Kapitän beweist sich als Seemann vom Scheitel bis zur Sohle. Mit großer Ruhe und Klarheit gibt er seine Befehle, das Schiff schiebt in den Wind und bald liegen wir auf Steuerbord-Halsen. Ein glänzendes Segelmanöver. Es kann nur dann gelingen, wenn jeder seine ihm zugewiesene Arbeit beherrscht und auch das Letzte aus sich herausholt. Auch die Freiwache wird hier nicht geschont, müssen ja selbst bei gewöhnlichem Wetter zu jeder Kursänderung — über 1 Strich



Dreimast-Bramsegelschoner

(etwa 12 Grad) alle Mann der Wache an die Tauen ran, um die 28 Segel herumzudrehen. — Der Sturm nimmt zu.

In der folgenden Nacht liegen wir wieder vor Sturmsegeln. Das Schiff arbeitet unablässig und schwer. Zehn Tage währt dieser Kampf nun schon. Die liebe Sonne haben wir in den letzten 14 Tagen nicht wieder gesehen. Auch den äußeren Menschen hat man vergessen vor Arbeit und Müdigkeit. Haar und Bart sind steif und grau gefärbt vom Salzwasser. In den Mannschaftslogis steht fußhohes Wasser. Auch dort fährt alles zur See: Seetisten, Grammophon, Eßgeschirre usw. Doch man schläft, trotz Nässe und Kälte, aber leider nur sehr wenig. Man zieht lediglich Seestiefel und Ölzeug aus, einerseits wegen der Kälte, andererseits wegen der zunehmenden Gefahr, um rechtzeitig an Deck zu können.

Der Sturm hat orkanartig zugenommen. Bö auf Bö raht wahn-sinnig schnell und ohne Unterbrechung über unser armes Schiff, das jetzt mehr einem Unterseeboot ähnelt. Am Ruder stehen zwei Mann, vorsichtshalber festgeschnallt. Der zweite Steuermann steht am Kompaß und schaut zum Kreuztopp und wieder in die unheimliche Gegend, wo immer noch mehr schwarze Wolkenmassen auftauchen und mit ungeahnter Geschwindigkeit den Weg zu uns finden. Doch er lächelt nur, der wortfarge Mensch.

Man hört nur ein Heulen und Toben, als wenn die Welt untergehen wollte. Preventerschoten brechen wie Glas. Segel fliegen aus den Litzen, die Latelage steht zum Brechen. Doch auch Kap Horn wird umsegelt. Durch den Panama-Kanal zu fahren für einen Segler,

ist unpraktisch und kostspielig, da er hier durchgeschleppt werden müßte; die großen Schleppkosten und mehr noch die sehr ungünstigen Windverhältnisse im Großen Ozean veranlassen die Segelschiffe auch heute noch, wie vor alter Zeit, Kap Horn zu umsegeln.

Die Sonne lacht wieder und all die schweren Wochen sind vergessen. Hinauf geht's nach Norden zu, unserem Bestimmungshafen Talcahuano. Bei 50 Grad südlich wird's schon wieder wärmer. Wir befinden uns jetzt im Stillen Ozean. Doch der hier sonst vorherrschende Südwestwind bleibt aus. Bei Nordwestwind segelt das Schiff hoch am Winde und macht sehr schlechte Fahrt. Albatrosse begrüßen uns, die riesigen, unermüdlichen Segler der südlichen Halbkugel.

Der Segelmacher, ein alter Seebär von 50 Jahren, ist ernstlich bemüht, einen zu fangen, doch vergeblich. Interessanter und aussichtsreicher ist das Fischen und Harpunieren von Schweinsfischen, Tüm-

lern und Delphinen. Das Fleisch ist sehr schmackhaft und eine angenehme Abwechslung der Schiffskost, die sehr einfach und gleichmäßig ist. Der Wochenspeisezettel ist nämlich wie folgt: Montag Erbsen, Dienstag Bohnen, Mittwoch Erbsen, Donnerstag Kabelgarn (Büchsenfleisch), Freitag Bohnen, Sonnabend gibt's Graupen und Pfannkuchen und Sonntag ist der Tag des Herrn, da gibt es Plum und Klüten (Pflaumen und Klöße). Allzu wählerisch darf man also schon nicht sein.

Da wir bald die Höhe des Hafens erreicht haben, laufen wir mehr östlich, und nach verhältnismäßig langer Reise von 106 Tagen anern wir in der herrlich gelegenen Bucht von Talcahuano, einer Handelsstadt Chiles (32 Grad Süd). Man freut sich doch, nach dem ewigen Mastenklettern und Steuern mal wieder Land unter den Füßen zu haben. Doch die größte Freude ist die Post aus der Heimat.



Schulschiff „Prinzess Eitel Friedrich“

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Die Hochziele des deutschen Turnens.

Wir alle sind Zeugen einer Zeit, in der unser Volk aus zahlreichen Wunden blutet. Wir alle wissen, welche entsetzlichen Verluste auf allen Gebieten wir haben erdulden müssen durch den furchtbarsten aller Kriege, der seit Menschengedenken die Völker heimgesucht hat. Ungeheuer sind die Einbußen, die unser Volk in diesem unerbittlichen Zerstörungskampfe erlitten hat. Es ist ein in absehbarer Zeit kaum zu ersetzender Teil unserer Volkskraft und Volksgesundheit dahingeeopfert worden. Daher darf es nicht wunder nehmen, wenn allerorten ernst gesinnte Männer und Frauen ihre Mahnstimme erheben, alles zu tun, was in unserer Macht steht, um die tief gesunkene Leistungsfähigkeit und den Gesundheitszustand aller Schichten unseres Volkes zu bessern und wieder zu heben.

Es gibt mancherlei Wege, um dies hohe Ziel zu erreichen. Es gibt mancherlei Mittel, um das Verlorene wiederzugewinnen. Eines der einfachsten, natürlichsten, naheliegendsten und zugleich billigsten Mittel ist erfahrungsgemäß die regelmäßige Pflege zielbewußt betriebener Leibesübungen. Ohne irgendeiner Art und Form solcher Übungen, wie sie erfreulicherweise von Millionen im deutschen Volke betrieben werden, zu nahe treten zu wollen, darf wohl behauptet werden, daß keine Form so allumfassend, so für jeden geeignet ist wie das deutsche Turnen. Es gibt kein Lebensalter, kein Geschlecht, keinen Stand, keinen Beruf, der nicht dieser vielseitigsten Form der Leibesübungen Gesundung und Kräftigung, Frische und Leistungsfähigkeit, Frohsinn und Lebensmut verdanken könnte. Es liegt dieser Vorzug in der schon angedeuteten, geradezu unerschöpflich Vielseitigkeit des Turnens begründet. Turnen bedeutet nicht etwa die Darstellung einiger hals-

brecherisch anmutender Kunststücke an eigens dazu hergerichteten Geräten — nein, Turnen umfaßt im wahrsten Sinne des Wortes alles, was überhaupt geeignet ist, jenes so dringend notwendige Maß von körperlicher und seelischer Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu erzielen, das den einzelnen Menschen und damit die Gesamtheit des Volkes in den Stand zu setzen vermag, den harten Lebenskampf einer wirtschaftlich schweren Zeit erfolgreich zu bestehen.

Der Begründer des deutschen Turnens, Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, sah die Hochziele seiner Leibesübungen in der allumfassenden Durcharbeitung und Aufwertung der körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte des Menschen mit dem Endziele, dem Vaterlande vollwertige, allen Anforderungen des Lebens sich gewachsen zeigende, ihr eigenes Ich jederzeit unbedenklich in den Dienst der Gesundheit stellende, in ihrer gesamten Persönlichkeit ausgeglichene Staatsbürger zu schaffen. Wer genauer erfahren möchte, was dieser unermüdliche Sinner und Denker auf dem Felde der Volkserziehung gewollt hat, der möge einen Blick werfen in seine überlieferten Werke. Wie ein Springquell golden glühender Menschheitserkenntnis werden ihn die Wahrheiten anleuchten, denen der scharfe Verstand, das warme Herz und die bereedete Sprache dieses Altmeisters der Turnkunst ihre Unvergänglichkeit sichern.

Jahn lebte in einer Zeit, die der unsrigen in vielen Stücken ähnlich war. Der Zusammenbruch des alten Reiches, die Ausdehnung der Herrschaft Napoleons über weite deutsche Gebiete, die Niederlage Preußens infolge der Schlachten bei Jena und Auerstädt, der schmachvolle Friede von Tilsit — es sind alles geschichtliche Tatsachen, die zum

Teil verblüffende Ähnlichkeit aufweisen mit den Ereignissen unserer Tage. Rechnet man dazu die durch und durch entartete Gesinnung vieler Deutscher, das hastige Jagen um jeden Preis nach äußeren Gütern, die erschreckend eingerissene Verweichlichung und Genußsucht, so tritt die Gleichartigkeit beider Zeitabschnitte noch deutlicher vor unsere Augen.

Was war es nun, das Jahn als Heilmittel anpries, nicht mit Worten und Schriften allein, sondern mit lebendiger Tat und voranleuchtendem Beispiel?

Er sammelte eine Schar junger Menschen um sich und ging mit ihnen die Wege, die er allein für die richtigen hielt, um zur Gesundheit zu gelangen. Er lehrte sie enthaltfam sein, schlicht in Kleidung und anderen Lebensbedürfnissen; er zeigte ihnen, wie einer für den anderen einzutreten und stets das Wohl des gesamten Volkes und Vaterlandes im Auge zu behalten habe; er gewöhnte sie, das eigene liebe „Ich“ zurückzustellen, wenn es sich um gemeinnützige Ziele und Zwecke handelte. Er leitete sie an, auf alle nur erdenkbare Weise den jugendlichen Körper zu kräftigen und zu stählen durch Laufen und Springen, durch Klettern und Werfen, durch Schwimmen und Fechten, durch Rudern und Reiten, durch Schlittschuhlaufen und Schießen. Es gab überhaupt keine Form der Leibesübungen, die ihm nicht willkommen gewesen wäre. Auch auf die bei uns im Norden oft ungünstigen Witterungsverhältnisse nahm er Bedacht, indem er sinnvolle Körperübungen erdachte und besondere Geräte erfand, um auch in solcher Jahreszeit, wo im Freien wenig oder gar nicht geübt werden kann, die regelmäßige Körperbetätigung zu sichern. Das Gesamtgebiet all dieser Leibesübungen bezeichnete er mit dem kurzen Neuworte „Turnen“. Hochbegabte Schüler und Jünger des Altmeisters haben sein Werk dann im Laufe eines Jahrhunderts bis zu der Vollendung ausgebaut, wie wir sie heute kennen. Und noch immer treten Bahnbrecher und Führer auf, um uns neue Wege zu weisen und der alten, ehrwürdigen Turnkunst neue Seiten abzugewinnen.

Darum ist das Werk Friedrich Ludwig Jahns einem fest in dem

Boden deutschen Volkstums wurzelnden Baume zu vergleichen, der seine verschiedenen Äste und Zweige nach allen Seiten ausstreckt und uns auffordert, uns an seinen Früchten zu erquicken und zu kräftigen. Es ist jedem unbenommen, sich dabei einem Zweige zuzuwenden, der ihm der beste zu sein scheint. Ein jeder mag ausuchen nach seinem persönlichen Geschmac und seinen körperlichen Neigungen und Anlagen. Unsere über das ganze Deutschland verbreiteten Turnvereine bieten jedem etwas, der guten Willens ist und sich der Erkenntnis nicht verschließt, daß es eine der vornehmsten Pflichten gegen sich selbst und gegen die allgemeine Volkswohlfahrt ist, sich in irgendeiner Form körperlich zu betätigen, zumal wenn die Berufstätigkeit geeignet ist, den Körper zu verkümmern oder sich einseitig entwickeln zu lassen. Die Turnkunst im Sinne Jahns bietet allen etwas Brauchbares. Sie hat ihre Geräteturnen sowohl wie ihre Freiübungen, ihre volkstümlichen, oder wie man sich in neuerer Zeit gewöhnt hat zu sagen: leichtathletischen Übungen sowohl wie die schwerathletischen, ihre Sommerspiele wie ihre Winterspiele, ihre Ruder- und Segelübungen wie ihre auf Schnee und Eis angewiesenen Übungsformen, ihre Wanderungen sowohl wie ihre besonderen Jugendbewegungen, ihre Geselligkeit sowohl wie ihre Pflege des deutschen Liedes. Und eine ihrer empfehlenswertesten Eigenschaften besteht darin, daß man ihr in den reiferen Jahren nicht den Rücken zu kehren braucht, sondern daß ihre Früchte geeignet sind, auch den noch zu erquicken, dessen Haar schon das Silber des Alters zeigt.

Möge das Hochziel des Jahnschen Lebenswerkes immer mehr in seiner allumfassenden Bedeutung gewürdigt werden; daß es keinen Mann, keine Frau, keinen Jüngling, keine Jungfrau, keine Knaben und keine Mädchen im deutschen Lande mehr gibt, die nicht durchdrungen wären von der Erkenntnis, daß die nie aufhörende Pflege geregelter Leibesübungen im Jahnschen Sinne für jeden eine Selbstverständlichkeit ist zu eigenem Wohle und zur Genesung unseres so schwer heimge suchten deutschen Volkes und Vaterlandes.

Städte-Wettkämpfe in der Deutschen Turnerschaft. Während der Winterzeit, die den Zwang mit sich bringt, den turnerischen Betrieb mehr in die Hallen zu verlegen, finden bekanntlich die meisten der turnerischen Städtewettkämpfe statt. Jede der beteiligten Städte stellt dazu eine Mannschaft auf, die, in verschiedener Stärke, Kürübungen am Reck, Barren und Pferd-quer, Pferd-lang und eine Kürfreiübung zu zeigen hat. Mitunter gesellt sich dazu noch eine Übung an den Ringen. Die größte Aufmerksamkeit in der Deutschen Turnerschaft erregte wohl der

Wettkampf Berlin-Wien

am 8. November. Die Berliner Turngenossenschaft hatte dazu den Deutschösterreichischen Turnverein aus Wien zu Gast. Acht auserlesene Turner beider Vereine erprobten im Berliner Apolltheater ihre Kräfte gegeneinander. Vorträge des Berliner Lehrergesangsvereins, eine herzliche Begrüßungsansprache, Vorführungen der Turnerinnen des veranstaltenden Vereins umrahmten die Veranstaltung, die mit der Preisverteilung durch den Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft, Dr. Berger, beschlossen wurde. Das gut besuchte Haus, in dem man Vertreter der staatlichen Behörden, wie Geh.-Rat Dr. Hinzpeter vom Wohlfahrtsministerium, und der städtischen Behörden bemerkte, targte nicht mit Beifall für die ausgezeichneten Leistungen. Am Barren holten die Berliner 112 Punkte gegen 97 der Wiener heraus, in der Freiübung ergab sich ein Gleichstand von 109 Punkten, am Pferd konnten die Wiener 108 Punkte, die Berliner 104 Punkte erringen, am Reck endlich erreichte Wien 117 Punkte, Berlin 114, da ein Berliner Turner infolge einer Loderung des Recks stürzte und infolgedessen nur 8 Punkte erzielte. Das Endergebnis von 439 zu 431 Punkten für Berlin gibt also nicht ganz das tatsächliche Stärkeverhältnis wieder. Beste Einzelturner waren die Berliner Kroll mit 72 Punkten und Ehrhardt und Steinert mit je 71 Punkten. Die besten Wiener erreichten 63 Punkte.

Der Kunstturnwettkampf Nürnberg, Hannover, Frankfurt a. M., Kassel ging am 1. November in Kassel vor sich.

Über 4000 Zuschauer folgten mit Spannung in der Stadthalle dem Turnen, das glänzende Leistungen brachte. Auch hier erfolgte die Abwicklung reibungslos. Sieger wurde Nürnberg mit 1146 Punkten vor Hannover mit 1065 Punkten, den dritten Platz teilten sich Kassel und Frankfurt a. M. mit je 1022 Punkten. Bester Einzelturner wurde Buttmy (Nürnberg) mit 210 Punkten vor Pfeiffer (Frankfurt) mit 208 Punkten, Gebhardt (Frankfurt) mit 202 Punkten, R. Marmor (Nürnberg) mit 193 Punkten und E. Marmor (Nürnberg) mit 191 Punkten. Dabei verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß der beste Einzelturner Buttmy gleichzeitig der älteste Teilnehmer war und nicht weniger als 47 Jahre zählt. Seine turnerischen Leistungen sind staunenswert.

Ebenfalls am 8. November wurde in München in der Riesenhalle des Männer-Turnvereins der

Kunstgerätewettkampf Stuttgart, Ulm, München ausgetragen. Hierbei handelte es sich um einen Vereinswettkampf zwischen dem Männer-Turnverein Stuttgart, dem Turnverein Ulm und dem Männer-Turnverein München. Alljährlich treffen sich die drei Vereine, um über ihre Vereinsarbeit eine Musterchau in Form eines solchen Wettkampfes zu halten. Ein prächtiger Wanderpreis winkt dem Sieger als Vereinseigentum, wenn er dreimal gewonnen wird.

Die Münchener Mannschaft trug eine besondere Note durch die Mitwirkung ihres Mitgliedes Fritz Kurz, des deutschen Geräte-meisters. Im übrigen waren die Mannschaften von München und Stuttgart gleichwertig, wogegen Ulm zwar auch tüchtige Kräfte aufwies, aber zu unruhig war und daher manche Versager aufwies.

In der Freiübung hatte Stuttgart den Anfang. Rapp und Stolsteiner brachten es auf 16 Punkte, bei der sehr scharfen Bewertung eine gute Ziffer. Ulm hatte in Rembold seinen besten Freiübungsturner (14 Punkte), München erhielt durch Rosenbauer und Bösch je 17, durch Kurz 16 Punkte. Endergebnis: München 91, Stuttgart 87, Ulm 70 Punkte.

Die Geräteübungen (Ulm begann mit Barren, München mit Pferd und Stuttgart endlich mit Reck) zeigten durchweg ganz ausgezeichnetes Können. Am Barren errang Stuttgart 97, Ulm 72, München 94 Punkte. Die Leistung von Kurz-München wurde mit 20 Punkten bewertet, die sie in Anbetracht ihrer Schwierigkeit und ihrer erstaunlich sicheren und schönen Durchführung auch verdiente. Die Stuttgarter besitzen sehr gut durchgeübte und ruhig arbeitende Barrenturner (geringste Wertung 15 Punkte), Ulm war zum Teil von Versagern verfolgt, die Münchener Rosenbauer (16 Punkte) und Bösch (17 Punkte) zeigten sich neben Kurz den Stuttgartern gewachsen. Am Pferd zeigte sich die Überlegenheit Münchens ziemlich auffällig; München errang 100 Punkte, davon Kurz mit einer Musterleistung 20 Punkte, Stuttgart 87, Ulm 70 Punkte. Dafür überbot Stuttgart durch vorzügliche Leistungen am Reck mit 103 Punkten wiederum München (98 Punkte) und Ulm (67 Punkte), das bedauernswerte Versager hatte. — Unter dröhnendem Beifall verkündigte Studienprofessor Brechtel das Endergebnis: Sieger Männer-Turnverein München mit insgesamt 333 Punkten, 2. Stuttgart (374 Punkte), 3. Ulm (279 Punkte).

Die besten Einzelturner sind: 1. Kurz-München 73 Punkte, 2. Bösch-München und Rapp-Stuttgart je 66 Punkte, 3. Stolsteiner-Stuttgart 64 Punkte.

Der Fuß- und Betttag, der 18. November, endlich brachte in Berlin im großen Schauspielhause vor vollständig ausverkauftem Hause die zehnte Wiederholung des

Kunstwettkampfes Berlin-Hamburg-Leipzig.

Die Mannschaften der drei Städte zeigten glänzende Leistungen, die bewiesen, wie das Kunstturnen immer neue Übungsformen zu bilden imstande ist. Namentlich am Reck wurde Hervorragendes und

bisher noch nicht Gebotenes gezeigt. Der Kampf war von Anfang bis zu Ende heiß und zeigte die Gleichwertigkeit der drei Gegner. Hamburg, das die größten und körperlich am besten gebildeten Turner in den Kampf schickte, fiel beim ersten Gerät, den Schaukelringen, ab. Hier konnte Berlin einen erheblichen Vorsprung herausholen, Leipzig hielt sich an zweiter Stelle. Die Freübung brachte die Berliner Mannschaft in Nachteil, dagegen die Hamburger an die Spitze. Am Pferdquer konnte vornehmlich Leipzig durch die Sicherheit seiner Turner einen Vorsprung herausholen. Am Barren, an dem man Glanzleistungen sah, blieben überlieferungsgemäß die Berliner die Besten, am Reck war Hamburg seinen Gegnern erheblich überlegen, so daß sich nach dem fünften Gerät ein Punktstand von 1891 für Hamburg gegen 1863 für Berlin und 1805 für Leipzig ergab. Die letzte Übung, der Pferdflängsprung, brachte dann einen spannenden Endkampf, da die Berliner Schritt für Schritt aufrückten und den Vorsprung aufholen konnten. Noch beim vorletzten Turner war es völlig ungewiß, wer siegen würde. Der letzte Sprung brachte dann die Klärung. Sachse (Hamburg) erreichte 51 Punkte, denen Ehrhardt (Berlin) infolge einer langwierigen Knieverletzung nur 28 entgegensetzen konnte. Damit war die Entscheidung zugunsten von Hamburg gefallen, das mit dem Endergebnis von 2263 Punkten siegen konnte. Berlin belegte mit 2249 Punkten den zweiten Platz, und an ehrenvoller dritter Stelle folgte Leipzig mit 2199 Punkten. Bester Einzelturner war Sachse (Hamburg) mit 305 Punkten vor Mod (Berlin), der 302 Punkte erreichte. 3. Steinert (Berlin) 297 Punkte, 4. Herschel (Leipzig), Gud und Pfeiffer (Hamburg) je 296 Punkte.

Die Preussische Hochschule für Leibesübungen auf Reisen. Der Direktor der Preussischen Hochschule für Leibesübungen in Spandau, Professor Dr. Neuendorff, hat im November-Dezember mit einer Anzahl Hörern und Hörerinnen eine Reise nach dem Westen unternommen, die den Zweck hatte, das neuzeitliche preussische Schulturnen allen Freunden der Leibesübungen sowie den Turnlehrern und -lehrerinnen vor Augen zu führen. Dr. Neuendorff ist im Westen gut bekannt, war er doch zehn Jahre lang Direktor an der Oberrealschule in Haspe bei Hagen i. W. und im Anschluß daran von 1911 bis 1. Januar 1925 Direktor der Oberrealschule in Mülheim an der Ruhr. Schon in Haspe betätigte er sich sehr stark auf dem Gebiete der Leibesübungen, war er doch dort auch Sauturnwart des großen Märktischen Turngaues; mehr aber noch in Mülheim, als er im Jahre 1914 zum ersten Kreisvertreter des Turnkreises 8b, Niederrhein, gewählt wurde. Als solcher war er auch Mitglied des Hauptausschusses der Deutschen Turnerschaft. Vor verschiedenen Jahren übernahm er dazu das Amt des Jugendwarts dieser großen Körperschaft. Nebenher betätigte er sich auch noch recht umfangreich als Turnschriftsteller, ist er doch auf fast allen Gebieten der Leibesübungen wohl bewandert. Aus neuen Bestrebungen erkannte er schnell das Gute und Wertvolle, um es dem deutschen Turnen einzuverleiben. Auch war er einer der Ersten, die in Wort und Schrift für die tägliche Turnstunde eingetreten sind. Übrigens: wenige Wochen nach seiner Übersiedlung nach Spandau, Anfang 1925, wurde er dort schon zum ersten Kreisvertreter des Kreises IIIb, Berlin und Mark Brandenburg, gewählt.

Zuerst trat die Hochschule am Sonntag, den 29. November in Dortmund auf. Die große Halle des Turnvereins Eintracht war bis auf den letzten Platz gefüllt. Am Montag, den 30. November folgten die Vorführungen in Mülheim-Ruhr, dem alten Wohnsitz Neuendorffs, und am Dienstag, den 1. Dezember in Köln, in der großen Messehalle. Weiterhin sollte noch Frankfurt am Main besucht werden.

Vor Beginn der Vorführungen nahm Dr. Neuendorff das Wort zu einem kurzen einleitenden Vortrage. Der Abend sollte die künftige Form der Leibesübungen in der Schule zeigen. Die Preussische Hochschule für Leibesübungen arbeite nach keinem bestimmten System, sondern nähme das Gute, woher es auch komme. Leben und Bewegung in der Turnstunde seien die Hauptsache. Zunächst wurde eine Mädchen-Turnstunde im Winter vorgeführt. Begonnen wurde mit Gesang. In der Körperschule zeigten die Hörerinnen in ausgezeichneter Ausführung die verschiedensten Gebühungen, das leichte, natürliche Gehen, den Zehengang, den Kniebeugang, den Laufschrift usw. Als Leistungsturnen wurde die Überwindung des quergestellten Barrens vorgeführt, das den Beweis erbrachte, daß das Geräteturnen sehr wohl auch von den Mädchen ausgeübt werden kann. Seilschwingen wurde in glänzender Ausführung dargeboten. Den Schluß bildeten Spiel- und Tanzformen im Sinne rhythmischer Gymnastik.

Die Knabenturnstunde nahm ebenfalls den Weg von der Körperschule zum Leistungsturnen. Bei den Laufübungen gab es reiche Abwechslung durch Fallen in die Hochstellung, in den Liegestütz usw. Die Bodenübungen fanden besonders reichen Beifall. Für die Vereinsturner bildeten die Übungen am Sprungkasten wohl den Glanzpunkt, da sie den Beweis erbrachten, daß der Kasten in keiner Turnhalle fehlen darf. Der hohe Grad turnerischer Fertigkeit, der bei diesen glänzenden Mutübungen gezeigt wurde, fiel besonders auf. Rauschen der Beifall, belohnte auch diese Vorführungen.

Die Hochschule bewies durch ihr Auftreten im Westen, daß sie über ein vorzügliches Menschenmaterial verfügt und daß sie als staatliche Turnlehrer- und -lehrerinnen-Ausbildungsstätte sich auf dem besten Wege befindet.

Die Spielbewegung der Deutschen Turnerschaft im Jahre 1925.

Die Deutsche Turnerschaft stellt in jedem Jahre über ihre Spiele eine sorgfältige Erhebung auf. Die diesjährige Erhebung zeigt zweierlei: einmal geht es mit den Spielen der Deutschen Turnerschaft wie in den Vorjahren stetig aufwärts, ferner aber sind die Turnspiele, trotzdem sie technisch weiter vervollkommen sind, vollstümlich geblieben.

Bei den Winterspielen herrscht Handball vor, und zwar mit 4517 Mannschaften, d. h. der Spielbetrieb ist wieder um ein Viertel gewachsen. Den stärksten Spielbetrieb weisen Sachsen, Rheinland und Mittelrhein auf. Fußball hat sich auch weiter ausgebreitet; es wird jetzt in allen Turnkreisen, mit Ausnahme Badens, gepflegt. Die Zahl der Mannschaften ist um 40 %, nämlich auf 812 gestiegen. Bayern, Rheinland und Sachsen gehen hier voran.

In den Sommerspielen steht Faustball oben an als das beliebteste Sommerpiel der Deutschen Turnerschaft. Bei einer Zunahme von 1000 Mannschaften sind jetzt 2970 Mannschaften beteiligt. Auch die Mannschaften der Frauen und älteren Männer haben erfreulich zugenommen. Gerade im letzteren Falle zeigt sich, daß das Faustballspiel das geeignetste Volkssportspiel für das vorgerückte Lebensalter ist. Am weitesten verbreitet ist Faustball in Sachsen, Hannover-Braunschweig und Rheinland.

Schlagball hat sich auf seiner Höhe gehalten, ist sogar noch etwas gestiegen, so daß die Deutsche Turnerschaft jetzt 2520 Mannschaften aufweist. Überragend ist Bayern im Schlagball beteiligt. Unterweser-Ems und Westfalen kommen ihm am nächsten.

Schleuderball und Barlauf haben zugenommen, während Trommelball abgenommen hat.

So sind 1925 insgesamt 17718 Wettspielmannschaften in der Deutschen Turnerschaft vorhanden, die sich an den Spielreihen beteiligen. Das bedeutet, daß 139 267 Turner und Turnerinnen regelmäßig tätig waren, ungerechnet Ersatzleute, Spielwarte und Spielrichter. Mit diesen Zahlen ist nur ein Teil der spielenden Mitglieder der Deutschen Turnerschaft erfasst. Die Erhebung über den allgemeinen Spielbetrieb zeigt, daß in besonderen Spielstunden 4 162 413 Teilnehmer und Teilnehmerinnen gezählt wurden.

136 983 Teilnehmer beim Hermannslauf der Deutschen Turnerschaft. Vom Hermannslauf der Deutschen Turnerschaft, der im August zur 50-Jahr-Feier des Hermannsdenkmals durch alle Gaue Deutschlands nach Detmold vorstatten ging, werden nunmehr die genauen Teilnehmerzahlen bekanntgegeben. Danach sind von den 19 Turnkreisen nicht weniger als 6260 Vereine mit insgesamt 136 983 Läufern und Läuferinnen beteiligt gewesen, also die Hälfte aller zur Deutschen Turnerschaft gehörigen Vereine. Diese Zahlen sind ein eindrucksvolles Zeugnis von Opferfreudigkeit und Gemeinschaftsgeist, bedeuten sie doch, zumal einzelne Läufe mehr als drei Tage dauerten, eine gewaltige, freiwillig übernommene Leistung, bei der es nicht um Sieg und Erfolg ging, sondern einzig und allein um Pflichterfüllung und Unterordnung unter den großen Gedanken der Zugehörigkeit zur Deutschen Turnerschaft. Viele Vereine mußten ihre Läufer oftmals auf meilenweiten Annarschwegen, mitten in der Nacht, auf die Strecke bringen, damit der Lauf keine Störung erlitt und die Ablösung rechtzeitig zur Stelle war. Der Mittelrheinkreis stellte mit über 15 000 Läufern die meisten Teilnehmer am Lauf. Ihm folgte der Turnkreis Brandenburg mit über 14 000, an dritter Stelle steht der Turnkreis Sachsen mit über 13 000 und an vierter der Turnkreis Westfalen, in dessen Gebiet der Lauf endete und wo infolgedessen alle Läufe zum Abschluß kamen, mit über 12 000. In der Pfalz, also im besetzten Gebiet, wirkten 530 Läufer mit und im Deutschen Turnkreis Böhmen 88.

Warum wir wandern. Seit dem Ende des Krieges, des gewaltigsten, den je die Welt erleben ließ, brauste Welle auf Welle wildester Leidenschaft durch unser Volk. Vergessen fuchend von allen Schrecken des Kampfes und des nachfolgenden „Friedens“ stürzt es sich in einen Reigen schlimmster Tollheiten. Vergnügungssucht, Partezerrissenheit, öffentliche Unsicherheit kennzeichnen deutlich den Zustand des Volkes. Hinzu kommt noch, daß von bestimmter Seite das Notwendigste zum Körperlichen wie geistigen Leben in gewissenloser Weise ihm vorenthalten wird und so eine Stimmung hervorgerufen wird, die notwendigerweise eine Ablenkung braucht. Am stärksten tritt die Sucht nach Ablenkung natürlich in Industriebezirken und Städten in Erscheinung. Straßenweise stehen sie hier, Kino an Wirtshaus – Wirtshaus an Kabarett – Kabarett an viele und Bar, zweifelhafte Freuden mannigfacher Art bietend. Von ihren Genießern aber ist sich keiner der Folgen weder für sich noch für die Zukunft unseres Volkes bewußt.

Der Beobachter sieht ein Volk – schon verkommen – noch immer tiefer sinken. Beweise findet er neben den angeführten noch in

Kranken- und Irrenhäusern, Strafanstalten usw., wie oft und wie viel wurde schon darüber geschrieben und geredet. Daß aber im Kern unseres Volkes eine urwüchtige Kraft steckt, an der mancher Kranke wieder gesunden kann, weiß nur der, der seine Heimat kreuz und quer durchwandert hat. Nur wer im rauhen Gebirge den hageren Bauer seinen fargen Acker bestellen und in der fruchtbaren Stromebene fettes Vieh vom stämmigen Burschen heimwärts treiben sah, der kennt das deutsche Land. Wer dem Dorfbauern zuschaute bei seiner harten Arbeit im feuchten Moor, wer in heißer Heide den Landmann ringen sah, Schritt für Schritt den trockenen Sand urbar machend, der kennt das wahre Gesicht unseres Volkes, nur der weiß, welche Kraft hier aufgespeichert ist, aus der man immer wieder schöpfen kann zur eigenen Arbeit.

Der Deutsche kennt heute nur noch seine Partei —, daß er ein Vaterland hat, weiß er kaum noch. Große Teile unseres Volkes sind heute vaterlandslos. Warum? Sie haben keine Heimat, sie wissen nicht, was da draußen, außerhalb der Stadt grünt und blüht. Nach der wöchentlichen Arbeit sucht das Volk Zerstreuung und Vergnügen. Die stille wahre Freude, die man in der Natur findet, kennt man nicht mehr. In unverantwortlicher Weise wird dem Durchschnitt des Volkes noch die Möglichkeit genommen, sie zu finden. Die Genüsse der Zivilisation, der Staat, werden einem schreiend aufgedrängt, der stumpfe Geist gibt sich damit zufrieden.

Wir aber sind jung und stark genug, das Übel zu erkennen und wo es wurzelt. Mit Macht drängt unser Wollen hinaus aus zähem Schlamm, aus dumpfer staubiger Luft hinaus in Sonne und Licht. Unsere Pflicht ist es, Jugend und Unwissende — und Suchende mit hinauszunehmen, in der Kraft unseres Volkstums finden sie ihr Heil, im Gefang der Heimat und der Natur finden sie Antwort auf alles, was sie fragend quält, hier blühen sie auf zu wahren schönen Menschen.

Der Geist fliegt frei und leicht, die Lunge findet langentbehrtes: reine Luft, Muskeln und Sehnen springen und suchen Sat.

Bald blüht der Speer schwirrend durch die Luft, fassen die Hände den Lederball, lechzt die Lunge nach lustigem Lauf.

Wo sonst könnte der Körper sich kräftigen, wenn nicht hier? Wo sollte wohl das Spiel der Muskeln und Glieder das Auge mehr erfreuen als hier — vom Himmel umblaut, von blühenden Bäumen und Blumen umrahmt. Hier erkennt man die wahre, reine Schönheit des Körpers, wie unwürdig es wäre, ihn im Schlamm der Stadt zu beschmutzen. Hier kommt jedem zum Bewußtsein, was er der Zukunft des Volkes schuldet.

Größer ist der Geist geworden, kräftiger der Körper. Beginnt die Arbeit wieder, befriedigt sie uns, wenn sie gut und vollkommen ist, denn nur Vollkommenes befriedigt den, der zu höherer Erkenntnis strebt, doch nur im Laut der Heimat läßt sich höhere Erkenntnis formen.

Heimat führt zur Besinnung und Gesinnung. Nichts anderes suchen wir und darum wandern wir.

Menschheitsaufgabe. Rund um den Erdball ist die Menschheit in Wallung. Jemande unerhörte, unsagbare Säkung hat alle Völker, alle Farben erfasst. Wer will die hunderttausend Blasen, die aufspringen, erkennen und werten?

Während wir noch stehen und mit schmerzenden Blicken das brodelnde Gewirr zu enträtseln versuchen, rast die Welt- und Menschheitsgeschichte auf ungeahnten Wegen mit uns fort. Überlieferungen von Jahrhunderten stürzen in wenigen Augenblicken in Nichts zusammen, menschliche Berechnungen auf Jahrhunderte wurden durch Federstriche ins Gegenteil verkehrt. Schon sind wir geneigt, den Wirbelstanz der Zeiten jeden Gedanken an Beständigkeit fahren zu lassen.

Und doch — aus all dem gaulenden Chaos einer fiebernden Welt leuchtet still und klar, dem sehrenden Auge erkennbar, auch heute eine ragende Lichtgestalt entgegen — der Mensch.

Ecce Homo!

Die Welt ist aus den Fugen, die Menschheit zum Zerrbild geworden. Allein der Mensch steht noch immer in reiner Lichtgestalt vor unserer Seele, ein flammendes Mal, eine Säule des Lichts, zu der wir aufschauen mit unerschütterlicher Zuversicht; solange diese Lichtgestalt uns vor-schwebt, hat es noch einen Sinn, Mensch zu sein, hat das Leben für uns noch Lebenswert. Es wird zur Gewißheit: wie auch das gärende Toben der Weltgeschichte enden mag, die Urgestalt des Menschen wird alle Stürme und alle Brandungen überdauern.

Tief verborgen unter den tausend Überwucherungen unseres Zeitalters ruht der unzerstörbare Kern der Menschlichkeit, der uns allen Wirnissen Anker sein kann und wird.

Wir müssen unsere Blicke von dem sinnverwirrenden Geschehen unserer Tage dem Menschenbilde der Seele wieder zuwenden. Bei ihm allein finden wir die Lösung aus den Fesseln einer atemraubenden Zeit, zugleich auch ein ernstes Ziel für unseren Gestaltungswillen und die Hoffnung auf eine stillere, vielleicht glücklichere, menschenwürdigere Zukunft. Wenigstens diese Erkenntnis hat uns das heutige Zerrbild einer Jahrtausende alten Kulturentwicklung geboten: wahre Größe und Förderung kann der Mensch nur im Aufbau seines Selbst erringen, nicht in der Jagd nach dem Scheinglück der Außerlichkeiten. Es muß

sich uns die Frage aufdrängen: Hat denn dieses Zerrbild einer Menschheit, von dem wir rings umgeben sind, noch immer etwas zu tun mit der natürlichen Bestimmung des Menschen? Müssen wir nicht glauben, daß wir vom blindwütenden Zufall uns leiten lassen? Sollte diese Entwicklung sich wirklich im Geiste der Natur abrollen?

Darauf können wir nur mit einem entschiedenen Nein antworten. Daß kann unsere Bestimmung nicht sein. Wir müssen doch endlich zur Klarheit kommen, daß unsere edleren menschlichen Strebungen und Aufgaben nur überwuchert sind von falschen Zielen und sinnlosem Jagen nach Außerlichkeiten. Der wahre Wert des Menschen liegt in seinem Innern. Das Ziel einer wahrhaften Menschheitsaufgabe kann deshalb auch nur in der Veredelung der inneren Werte zu suchen sein, nicht etwa nur in der grenzenlosen Ausbeutung der Fähigkeiten, Naturschätze, Naturkräfte menschlichem Willen dienstbar zu machen. Das Ergebnis dieser Fähigkeiten ist heute nur eine in Außerlichkeiten sinnlos verrannte Kulturmenschheit, deren innere Werte vielleicht zu keiner Zeit elender bestellt waren. Wir sind ja trotz aller Errungenschaften und technischen Geistes in jahrtausendelanger Wanderung dem Ziel wahrer Menschheitsaufgaben noch nicht um Haaresbreite näher gerückt. Vielleicht muß der Saumel menschlicher Verfeinerungen erst diese Höhe erreichen, um endlich reif zu werden für die Erkenntnis der richtigen Menschheitsziele. Weltwirtschaft und Industrie dürfen nicht die Götzen dieser Welt bleiben, denen sich die Menschheit mit Haut und Haaren bei lebendigem Leibe zum Opfer bringen muß. Wir müssen uns endlich einmal Rechenschaft geben über die Fragen: Was bin ich Mensch? Wo liegt das Ziel meines Erdenwandels? Die Untersuchung wird uns zu wesentlich anderen Gesichtspunkten führen, als sie der heutigen Menschheitsentwicklung zugrunde liegen. Reformation des inneren Menschheitszieles ist der erste Schritt auf dem Wege zum Licht, den die Menschheit antreten muß, wenn sie ihrer wahren Bestimmung gerecht werden will.

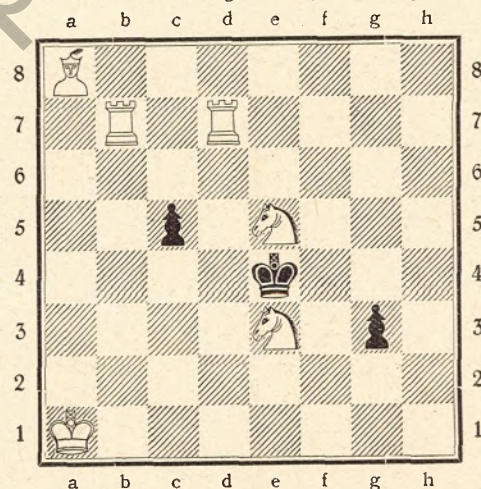
Die Lichtgestalt unserer Seele muß es uns klar zum Bewußtsein bringen, was es heißt: Mensch sein!

Schachette des „Wort“

Bearbeitet von Heinz Vollmer

Aufgabe Nr. 4

Von E. Großmann, Bamberg



Stellung der Steine:

Weiß: Ka1; Tb7, d7 (2); Se5, e3 (2); La8 (6).

Schwarz: Ke4; Bc5 (2), g3 (3).

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabe Nr. 5

Original von H. Vollmer

Stellung der Steine:

Weiß: Kd4; Db7; Th5; Lb8; Bh4, h6 (2); (6).

Schwarz: Ke6; Bd6, g4, h7 (3); (4).

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Der Vierzüger ist nicht sehr leicht und daher für weiter fortgeschrittene Schachfreunde bestimmt. Um auch weniger geschulten Lesern etwas zu bieten, bringen wir in der Steinsstellung einen einfachen Zweizüger, von dem wir viele richtige Lösungen erwarten.

Von Aufgabe Nr. 2 sandten richtige Lösungen ein:

O. und A. Sengpiel, H. Bley, R. Lehmann, sämtlich in Schöningen.

Die Lösungen von Aufgabe 3a und 3b bringen wir mit den Namen der Löser im Februarheft. Die Schriftleitung.

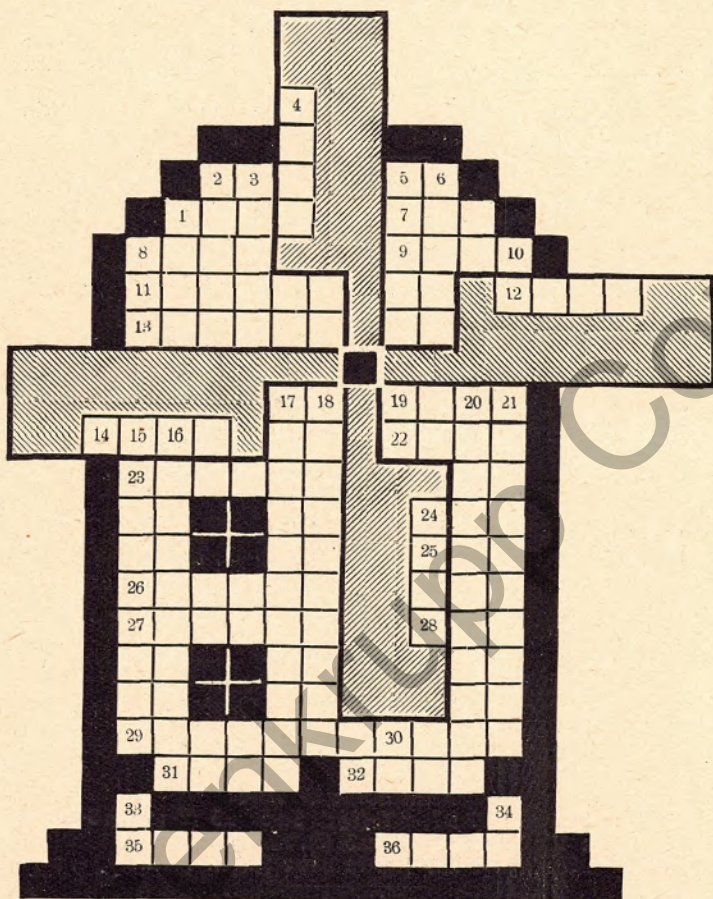
Rätsel

Schon lugt herein das neue Jahr
und schnell, man wird es kaum gewahr,
ist's da, das alte in die Ewigkeit versunken,
dem Weltgetriebe war's ein winz'ger Funken.
Doch dann nur, wenn in all den Tagen
die Arbeit galt und nicht das Klagen,
wenn im Gewirr des Lebens jeder,
sei es im Schacht, sei's mit der Feder,
als ordnend Rädchen vorwärtsstrebt,
dann ward dem Jahr ein leuchtend Kleid gewebt.
Bunt ist das Leben, bunt wie ein Gewand,
das jeder schneidert mit der eignen Hand.
Ist auch nur klein so mancher Wirkungskreis,
wird doch in ihm geschafft mit Bienenfleiß.
Das Jahr ist lang, es zählt der Werte viele.
Fänd' noch ein Plätzchen diese Kreuzwort-Mühle?
So nehmt sie hin als Neujahrsangebinde,
bis druckgeschwärzt ich einst sie wiederfinde.

G. Flechsig.

Kreuzworträtsel

Von G. Flechsig, Dortmund.



Senkrechte Reihen:

1. Faserpflanze. 2. Kaufmännischer Begriff. 3. Gaukler. 4. Fettart. 5. Wagenteil. 6. Entwicklungsstufe eines Insektes. 10. Persönliches Fürwort. 15. Stadt in Palästina. 16. Stadt in England. 17. Erzieher. 18. Juristischer Begriff. 20. Handwerker. 21. Erzeugnis der Kleineisenindustrie. 24. Königreich in Asien. 30. Faultier. 33. Verhältniswort. 34. Verhältniswort.

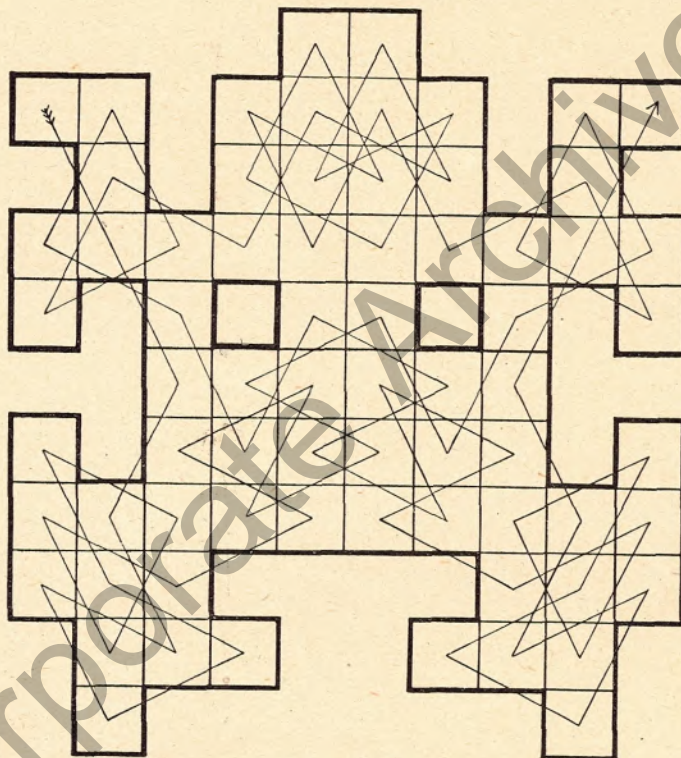
Wagerechte Reihen:

1. Stadt in Holland. 7. Fahrzeug. 8. Vogel. 9. Blasinstrument. 11. Oper. 12. Stpflanze (Frucht). 13. Italienischer Staatsmann. 14. Naturschauspiel. 19. Eigentum. 22. Metall. 23. Bahnamtliche Bezeichnung. 24. Geographische Bezeichnung. 25. Deutscher Strom. 26. Vertonte Gedichte. 27. Gesandter. 28. Abgekürzter Mädchenname. 29. Teil eines Kompasses. 31. Bewohner Afrikas. 32. Wurm. 35. Kolbenfrucht. 36. Stadt im Ural.

Auflösung der Rätsel in Heft 9

Rösselsprung

Von Konrad Weiß



Und immer scheint mein Blut zu mahnen,
Daß all mein trohiges Begehrt
Ein Lächeln nur der frühen Ahnen
In diesem ihrer Kinder war'.

Daß meines Geistes Jüngelflammen
Und meines Daseins letzter Sinn
Allein aus diesem Erbe stammen,
In dem ich Sohn und Enkel bin.
Der Sohn.

Fensterrätsel

Von O. Koch, Ing., Siemens-Schuckertwerke

	G		S		Z	
M	a	l	a	r	i	a
	l		m		t	
L	e	m	b	e	r	g
	r		e		o	
W	i	r	s	i	n	g
	e		i		e	

Silberrätsel

Von Friedrich Calchow

Die Worte sind: Dominium, Anastasia, Santorin, Hybriden, Olympiade, Elias, Cellini, Hades, Selenit, Tantalus, Eveline, Gozzi, Unzen, Teleobjektiv, Decrescendo, Ezechiel, Siegelack.

Das Zitat lautet: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk“ (König Roderich).

Auswechsellrätsel

Von P. v. Gradowski, Wanne
Mann, man, Main, mein, Wein, Weib

Richtige Lösungen sandten ein:

G. Flechsig, Dortmund; Friedrich Karlsohn, Dortmund;
Hermann Bollack, Dortmund; Wilh. Koll, Redlinghausen.

Büchermarkt

Der Kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Bande. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Mit dem 10. jetzt erschienenen Heft ist der in seiner Fülle und Reichhaltigkeit bei aller Kürze ganz vortreffliche Band nunmehr erschienen und wird bei dem billigen Preis von 23 Mk. in Halbleinen und 30 Mk. in Halbfranz hoffentlich viele Freunde finden. Er enthält über 54 000 Stichwörter auf etwa 800 dreispaltigen Textseiten, mit 6000 Abbildungen im Text und auf 89 einfarbigen und bunten Tafel- und Kartenseiten, sowie 36 Übersichten und Zeittafeln.

Der Kristallempfänger. Von Hanns Günther und Hans Vatter. Eigenschaft, Selbstbau und Handhabung. Mit 219 Bildern im Text und 20 Bauanleitungen für mit und ohne Primär- und Sekundärempfänger mit und ohne Verstärkung. Erstes bis zehntes Tausend. Franch'sche Verlagshandlung. Preis geh. 3,40 Mk., in Glw. geb. Mk. 5,60.

Mit der Vermehrung der Groß-Stationen in Deutschland wächst auch die Bedeutung des schon immer beliebten Kristallempfängers, der von Radio-Zeitschriften und -Büchern nicht immer genügend gewürdigt wird. Seine Billigkeit steht mit seinen Leistungen in gar keinem Verhältnis. Wie man sich nun einen Kristallempfänger selbst herstellt, zeigt das vorliegende Buch an Hand von Bildern und 20 Bauanleitungen.

Radio-Wellen. Von Ernst Montu und Rudolf Marzell. Vom Wesen der Hochfrequenztechnik, vom Bau und Betrieb moderner Amateur-Sender und -Empfänger. Mit 237 Abb., 38 Schaltbildern und vielen Tabellen.- Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis geh. Mk. 4,—, in Glw. geb. Mk. 6,50.

Hochfrequenz und Radiowellen sind heute allgemein gebrauchte Begriffe, über deren Wesen sich jedermann klar sein mußte. Das Eindringen in die Naturkräfte, auf welchen sich die Radiotechnik aufbaut, ist ein ganz reizvolles Studium, das nicht nur den Fachmann, sondern überhaupt jeden interessieren kann und muß. Reiches Bildermaterial und viele ausführlich beschriebene, erprobte Schaltungen machen das Buch zu einer ganz vortrefflichen Einführung in Theorie und Praxis der Radiotechnik, zumal alle Fortschritte gebührend berücksichtigt sind.

Elektrotechnik für Alle. Von Hanns Günther. 600 S., 746 Bilder. Ausführliche, vollstündliche Darstellung. In Ganzleinen 18 Mk., schweiz. Franken 22,50, geh. 11 Mk., schweiz. Franken 13,75. Verlag Dietz & Co., Stuttgart.

Die Elektrizität dehnt sich mit Riesenschritten über Stadt und Land aus, sie ist jetzt Gemeingut Aller. Jeder braucht daher das nötige elektrotechnische Wissen, wenn er nicht vielen Dingen des täglichen Lebens in- und außerhalb seines Hauses hilflos und verständnislos gegenüberstehen will. Hanns Günther, der bekannte Fachmann, hat nun in der neuen Auflage seines vollstündlichen Werkes „Elektrotechnik für Alle“, das schon im 33. bis 42. Tausend erscheint, das Wesen der Elektrotechnik niedergelegt. Sein Leitgedanke ist: so zu schreiben, daß jeder es versteht. Er macht jedem die Sache ganz einfach, so daß an die Stelle mühseligen Studiums die genussreiche Lektüre, das „Lernen im Spiel“ tritt. Das Bedürfnis von Jung und Alt nach Aufklärung über die geheimnisvolle Macht der Elektrizität wächst täglich. Hier kann für wenig Geld gründliches technisches Wissen erworben werden, und technisches Wissen ist bares Geld. Alle Wissbegierigen, alle technisch Interessierten und nicht zuletzt unsere Jugend sollte sich mit diesem Buche befassen.

Der Gasrohrleger und Gaseinrichter. Von Friedrich Ruckd. Verlag R. Oldenbourg, München, Gluckstr. 8. Geh. 11,50 Mk., geb. 13 Mk.—.

Das reich illustrierte Werk umfaßt das gesamte Gebiet der Rohrlegerei und des Gaseinrichtungsfaches. In handlichem Format gehalten, ist es das tägliche Gebrauchsbuch aller Rohrleger, Gaseinrichter, Monteure, Gas- und Installationsmeister sowie Gastechniker. Es enthält jede nötige und aufschlußgebende Unterlage auf diesem Gebiet und kann wohl als das beste Werk angesprochen werden.

Metallurgie (mit Ausnahme der Eisenhüttenkunde). Von Dr. Aug. Seitz, Diplom. Chemiker in Haan (Rhld.).

I.: Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 10 Abb. 114 S. Sammlung Götschen Bd. 313.

II.: Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 14 Abb. 131 S. Sammlung Götschen Bd. 314.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig. 1925. Preis 1,25 Mk. pro Band.

Der Verfasser will mit den vorliegenden beiden Bändchen „Metallurgie (mit Ausnahme der Eisenhüttenkunde)“, die soeben in zweiter Auflage erscheinen, einen kurzgefaßten Leitfaden bringen, der einen raschen Überblick über das umfangreiche Gebiet der Metallgewinnung gestattet.

Die Metalle: Kupfer, Blei, Silber, Gold und Quecksilber sind neben Wismut und Zinn ihrer Bedeutung nach etwas ausführlicher im zweiten Bande des Werkes beschrieben, während der erste Band die übrigen Metalle nach einer Einleitung „Allgemeines“ betitelt, die die wichtigsten Hüttenprozesse, -Ofen, -Produkte u. dergl., sowie physikalische Eigenschaften der Metalle schildert.

Vom Rienspan zum künstlichen Tageslicht. Von Dr. Werner Bloch. Mit 91 Abb. u. einem mehrfarbigen Umschlagbild. Dietz & Co. (Franch's Techn. Verlag), Stuttgart.

Diese Darstellung der Mittel, womit sich die Menschheit von Urbeginn an bis heute das Dunkel künstlich erhellt, ist spannend und anregend für jedermann zu lesen.

Sprachpflege in metallgewerblichen Fachklassen (2. Abt., 1. Heft der „Neuen Berufsschule, herausgeg. vom Sächsischen und Thüringer Berufsschulverein). 1. Teil: Die sachliche, sprachliche und psychologische Grundlage nebst Lehrplan von M. Krause, Gewerbe-Oberlehrer in Chemnitz. Verlag H. Broedel & Co. in Leipzig. 2,50 Mk.

Der Unterricht in metallgewerblichen Fachklassen steht vornehmlich unter der Herrschaft von Zahl, Maß und Zeichnung, wobei im allgemeinen die Sprache zu wenig berücksichtigt wird. Und doch ist die Sprache der Technik so schön. Der Verfasser gibt eine ausgezeichnete Anleitung zur Abfassung technischer Aufsätze in sachgemäßem Satzbau und guter Sprache. Der Gebrauch des Fremdworts könnte allerdings stark eingeschränkt werden.

Der Heizungsmonteur. Taschenbuch für Installation, Projektierung und Revision von Heizungsanlagen unter besonderer Berücksichtigung von Betriebsstörungen, von Dipl.-Ing. Ferd. Adam. 3. Aufl. Bibliothek der ges. Technik. Leipzig 1925. Verlag wie oben. 3,85 Mk.

Das Adamsche Werk will den Heizungsmonteuren einen leichtverständlichen Überblick über die grundsätzliche Anordnung und die Wirkungsweise der verschiedenen Heizungssysteme geben. Wir empfehlen das bewährte Buch auch in seiner neuen Auflage gern wieder unseren Lesern.

Zweckmäßige Angestellten-Auswahl. Ein charakterologischer Beitrag für vernünftige Menschenwirtschaft. 1925. Johann-Verlag, Leipzig (Carl E. Krug, Leipzig, Rohlgartenstr. 20).

Der Zweck der Broschüre ist, auf den Wert der praktischen Menschenkenntnis hinzuweisen, deren Erkenntnis eine Wandlung zur vernünftigen Menschenwirtschaft herbeizuführen vermag.

Für Arbeitserfolg gegen Minderwertigkeit und Unzufriedenheit. Von Dr. med. O. Schär, Arzt für Nervenkrankheiten und Ernährungsleiden, Zürich. Geh. 6 Mk., geb. 7,50 Mk. Emil Pahl, Verlag für angewandte Lebenspflege, Dresden.

Der Leitgedanke des Buches ist: „Nicht nur auf die größtmögliche Maschinenleistung kommt es an, sondern nicht minder auf die richtige Verwendung körperlicher und geistiger Menschenkraft bei sorgfältigster Pflege gesundheitlicher, intellektueller und sozialer Gesichtspunkte.“

Die 10. Jubiläumsausgabe der Deutschen Bergwerks-Zeitung in Buchform.

Soeben erscheint die Nummer „Weltwirtschaft“, die zehnte der Ausgaben, welche die Deutsche Bergwerks-Zeitung, Essen, das bekannte Wirtschaftsblatt, aus Anlaß ihres 25jährigen Bestehens herausgibt. Damit ist dieses einzig dastehende Werk zum Abschluß gelangt. Während die führenden Männer des öffentlichen Lebens die erste Ausgabe „Politik und Wirtschaft“ zum Anlaß genommen hatten, sich zu den schwebenden Tagesfragen zu äußern — eine einzigartige geistige Heerschau —, behandelten in den weiteren Heften hervorragende Sachverständige der Praxis und Theorie die aktuellen Probleme folgender deutschen Wirtschaftszweige: „Steinkohle und Gas“, „Braunkohle“, „Kali“, „Eisen“, „Elektrizität“, „Bauwesen und Baustoffindustrie“, „Verkehr“, „Kommunen und Wirtschaft“ und zuletzt der „Weltwirtschaft“, in lückenloser Folge und bis in die letzten Einzelheiten. Zu beziehen durch die Deutsche Bergwerks-Zeitung, Essen, Postfach 277.

Der Vorzeichner für Blech- und Profileisenkonstruktion. Von Ing. P. Hermann.

Das vorliegende Werkchen gibt den im Maschinenbau tätigen Vorzeichnern (Anreißern) die Möglichkeit, sich in diesem Berufe zweckentsprechend durchzubilden, um den Lehrlingen alles Wissenswerte für dieses Handwerk zu bieten.

Der Realkulator im Maschinenbau. 87 Seiten mit 39 Figuren. 1921. Preis 3,— Mark. 1. bis 10. Tausend. Mit dem vorliegenden Werkchen soll das allgemeine Wesen der Selbstkostenberechnung gezeichnet werden.

Die direkten Kosten, maschinelle Bearbeitung, Handbearbeitung, Die indirekten Kosten.

Beide Werke im Verlag Johs. Albert Mahr, München.

Der Weg des Eisens vom Erz zum Stahl. Von Hanns Günther. Über 100 Bilder und reicher Text auf feinem Papier. Preis kart. 5,50 Mark, in Halbleinen 7,50 Mark. Dietz & Co., Stuttgart, Pfögerstr. 5.

„Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter —“

Wir sehen den langen Weg des Eisens von der Gewinnung und Läuterung bis zur endlichen Verarbeitung, und wir erkennen, wie viele Mühen und welche Gewalten nötig sind, das eiserne Antlitz unserer Zeit ständig zu erneuern.

Bodenfräsen. Urteile aus der Praxis. Siemens-Schuckert. Nr. 2334.

Eine Fülle von Gutachten und treffenden Urteilen über den gar nicht hoch genug zu schätzenden Wert des BodenfräSENS.

Dynamik. II. Dynamik von Körpersystemen von Dr. Wilhelm Müller, Privatdozent in Hannover. Mit 51 Figuren. Sammlung Götschen. Band 903. Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig 1925. Preis 1,25 Mk.

Dieser zweite Band der Dynamik behandelt die Methoden für die rechnerische Verfolgung der Bewegung zusammengesetzter Systeme von starren Körpern. Besonderer Wert ist wieder gelegt auf möglichste Zusammenziehung der Entwicklungen und auf strenge systematische Anordnung des Ganzen.

Das Kraftwerk Fortuna II. Monographie eines Dampfstromkraftwerks in systematischer Darstellung. Bearbeitet von Albert Schreiber, Direktor des Rheinischen Elektrizitätswerks im Braunkohlenrevier, Köln. Mit 141 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Oktav. XVI, 175 Seiten. 1925. In Leinen geb. 6,50 Mk. (Siemens-Handbücher, herausgegeben von der Siemens & Halske A.-G. und den Siemens-Schuckertwerken G. m. b. H., V. Band.)

Der Verfasser gibt eine Beschreibung des Kraftwerkes Fortuna II in einer Form, die etwa zwischen einer Monographie und einem Lehrbuche die Mitte hält. Das Buch ist daher nicht nur für den Techniker bestimmt, es wird vielmehr auch dem Studierenden Anregungen geben und den gebildeten Nichtfachmann in das Verständnis der elektrischen Zentralwirtschaft einführen.

Interessenten: Techniker, Ingenieure, Studierende an technischen Hochschulen, Schüler technischer Schulen, technisch interessierte Gebildete.

Die sterbende Kohle, das kulturelle und wirtschaftliche Schicksal Europas. Von Anton Lübke. Regensburg 1925. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunst-druckerei A. G., München-Regensburg. Brosch. 9,— Mk., geb. 12,— Mk.

In Zeiten tiefster Not des deutschen Volkes entstand dieses Werk. Zehn Jahre lang kämpfen nun schon die Völker um ihr Dasein, und noch immer stehen sie ratlos vor Unlösbarem und suchen nach Formeln, um das Leben der Völker erträglich zu machen. Mitten in eine große Sorglosigkeit trat das furchtbare Ereignis von 1914 mitten unter die Völker. Niemals in der modernen Wirtschaftsgeschichte sah man einen derartigen Niedergang wie nach diesem Kriege, ganz im Gegensatz zu den Kriegen des 19. Jahrhunderts, denen stets ein allgemeines Aufblühen von Handel und Industrie folgte. Die vorliegende Schrift befaßt sich nun mit dem Werden und Wesen der Kohle und ihrem Eintreten in die Weltwirtschaft und legt dar, daß das Schicksal Deutschlands und das von Europa eng verknüpft mit der Kohle und der aus ihr gewonnenen Kraft ist.

Der Bücherwurm. Eine Monatschrift für Bücherfreunde. Einhorn-Verlag Dachau bei München.

Der jetzt im ersten Jahrgang erscheinende Bücherwurm, geistreich in kurzen schlagenden Darstellungen, zeigt uns stets ein treues Bildnis unseres gesamten Lebens und Empfindens. Ein Heft zeigt z. B. den Leitgedanken: „Das heilige Reich der Deutschen“, ein anderes „Moderne Technik“, ein drittes „Das neue Drama“ usw.

Das Insel-schiff. Eine Zeitschrift für die Freunde des Insel-Verlages.

Bietet gebildeten Lesern einen hohen Genuß.

Der Bildwart. Blätter für Volksbildung. Vereinigung der Zeitschriften: Bild und Schule, München. — Das Bildspiel, Berlin. — Schul- und Volkstino, Zürich. — Der Lehrfilm, Göttingen. — Herausgegeben von Dr. Hans Ammann, München, und Walther Günther in Berlin.

Das Heft gibt mit trefflichen Abbildungen eine sehr gute Übersicht über die erzieherische Seite des Filmwesens.

Deutscher Volkswart, Monatschrift. Herausgegeben von Heinrich Kraeger. Verlag Theodor Weicher, Leipzig. Vierteljahrspreis 2 Mark.

Der Gedanke des reinen Deutschtums findet in diesen Blättern einen vorzüglichen Ausdruck.

Das Land der Wunder.

Das Land der Mitte, das Land der Wunder hat seine Geheimnisse neugierigerem Europäerauge lange ängstlich verschlossen gehalten; die Verhältnisse der Gegenwart bewirken, daß nur wenigen Auserwählten sich die Möglichkeit eröffnet, mit eigenem Auge zu schauen, was China, das geheimnisvolle Land der ältesten Kultur, in der endlosen Weite seiner Ebenen und Berge, seiner Schluchten und Täler bietet. Eine Vorstellung von der Fülle des Unbekannten, das hier schlummert, bietet das Werk „Baukunst und Landschaft in China“, das Ernst Boerschmann im Verlag der Ernst Wasmuth A. G. in Berlin hat erscheinen lassen.

Staunen erfährt den Beschauer, Bewunderung vor einer Baukunst, die nicht nur im Einzelgebäude Erhabenes und Schönes geschaffen hat, sondern in ihnen Baugebilden von Tiefe und ergreifender Symbolik hat Form werden lassen und Naturformen im weitesten Sinne, ganze Provinzen diesen Baugebilden von gewaltigem Ausmaß mit staunenswerter Folgerichtigkeit und Tatkräft dienstbar gemacht hat. Indem Boerschmann mit dem Beschauer und Bewunderer der von ihm selbst aufgenommenen, von dem Verlag in wunderbar abgetöntem Kupferstichdruck wiedergegebenen ungefähr dreihundert Bauwerke und Landschaften eine Reise durch zwölf Provinzen Chinas macht, versteht er

ihn in eine Welt der Zauber und Wunder, der Erhabenheit und der Schönheit, die man, hat man nur einmal, wenn auch nur mit dem Auge und im Geiste, in ihr gelebt, in ihr gestaunt und bewundert, nicht mehr vergißt. Bei diesen chinesischen Bauwerken erregt nicht nur die Schönheit des einzelnen Baues, mag sie auch noch so groß sein, den Anteil des Beschauers, sondern neben und manchmal noch vor ihr die seltsame Symbolik, die sich in den Bauten an sich, ihrem Anlageplan, den Beifügungen, Verzierungen und nicht zum mindesten in der Wahl des Plazes, auf dem sie, steingewordenes Empfinden eines Volkes von Eigenart und Seltsamkeit, sich aufrecken, ausspricht. Nicht nur zum Auge, dem sich hinreichend Schönes in einer Überfülle bietet, spricht diese Reise durch das Reich der Mitte und des Geheimnisses, sie spricht auch aus Landschaften von abenteuerlich-schönen Formen und von riesenhafter Weite, aus Städten von geheimnisvoll betörender Eigenart, aus prunkenden Palästen und verjüngten Klöstern, aus ragenden Pagoden und verborgenen Grabstätten, dräuenden Mauern und sich wölbenden Toren zum Empfinden und der Phantasie. Man erlebt beim Durchblättern dieses hervorragend ausgestatteten Bandes China, das Land des Geheimnisses und der Wunder!

Dr. Heino Schwarz.

Im Capua der Geister.

Nach Wien, der Stadt, die Schiller die der Phäaken, Grillparzer das „Capua der Geister“ genannt hat, führen zwei Veröffentlichungen, die der Amalthea-Verlag in Wien in seiner Sammlung „Wiener Drude“ hat erscheinen lassen!

Von Josef Schwertfeger ist die erste. Unter der Bezeichnung „Vienna gloriosa“ hat er Bilder und Studien aus Wiens Vergangenheit herausgegeben. Einleitend gibt er einen Überblick über die Geschichte Wiens von den Tagen an, da die goldnen Adler römischer Legionen im alten Vindobona leuchteten, und dann erstet dieses Wien in den verschiedenen Zeiten seiner Entwicklung aus den Berichten von Zeitgenossen heraus. Den Klassikern der Wiener Ortskunde, dann den ersten Darstellern Wiens im Bilde, einem Matthäus Merian, einem Vischer und einem Valvasor gilt erst ein Wort des Gedenkens, bis die Schilderer Wiener Lebens und Treibens selbst zu Wort kommen. Da erstet das Wien der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, das Wien in den Tagen der Pest, das Wien Karls VI. und schließlich das der Maria Theresia. Von Hof und Adel und Bürgerschaft wird erzählt, von Krieg und Plagen, von Freud und Leiden, und daneben wird von der Geschichte wichtiger Bauten, von der Burg, dem Landhaus berichtet, bis sich dem Leser aus immer neuen Einzelsteinen ein Bau zusammensetzt, der Wien selbst ist. Eine Fülle von Tatsachen ist in diesen Berichten aus verschiedenen Jahrhunderten vereint, die die Lektüre dieses Bandes ebenso belehrend wie reizvoll machen.

Eine wichtige Ergänzung findet diese Geschichte Wiens durch die zweite Veröffentlichung, die von Bauernfelds „Erinnerungen aus Alt-Wien“, von Joseph Bindtner herausgegeben und eingeleitet. Die Erinnerungen Bauernfelds werden hier ohne Kürzung geboten und durch die „Nachlese der Erinnerungen“ und „Biographische Skizzen“ ergänzt. Bauernfeld stand mitten im Leben des geistigen, literarischen und künstlerischen Wien des Vormärz, und das lebt und weht mit all seinen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten in diesen Blättern, in denen ein warmherziger Mensch, ein scharfer Beobachter und ein gestaltender Dichter Rückschau hält auf Jahre, die ihn mit Raimund und Nestoy, mit Schubert und Vogl, mit Grün und Penau, mit Grillparzer und Stadion, mit Schwind und Zedlig, mit Bäuerle und Saphir zusammengebracht haben. Wer in dem Wien des Vormärz einmal untertauchen, in ihm leben will, der greife zu dieser Ausgabe der Bauernfeldschen Erinnerungen, die von dem Verleger würdig ausgestattet und mit 28 Bildnissen der Zeit versehen worden ist.

Dr. H. S.

Ein rheinisches Goethebuch.

Die Erinnerung an Goethes Reise an den Rhein vor nunmehr hundert- und fünfzig Jahren ist häufig beschworen worden. Ihr dient die interessante Veröffentlichung des Seldwyla-Verlages in Zürich „Goethes Rheinreise mit Lavater und Basedow im Sommer 1774“.

Von dem Wunsche geleitet, dem Erlebnis, das diese Reise an den Rhein für Goethe darstellte, in seinen tatsächlichen Einzelheiten im Zusammenhang nachzugehen, es in der ganzen Fülle und Schwere, die es für Goethe besaß, zu verdeutlichen und in möglichst großer Unmittelbarkeit wieder erstehen zu lassen, hat der Herausgeber Adolf Bach die Dokumente, die sich auf diese Reise Goethes, Lavaters und Basedows an Lahn und Rhein beziehen, gesammelt und in einem Bande übersichtlich zusammengestellt. Das Verdienstliche eines derartigen Unternehmens braucht kaum besonders betont zu werden, ist doch bekannt, daß infolge der den tatsächlichen Vorgängen nicht entsprechenden Bemerkungen in Goethes „Dichtung und Wahrheit“, der sich nicht selten scheinbar und auch tatsächlich widersprechenden Berichte von Zeitgenossen Unklarheit über Etappen und Ereignisse dieser Reise, die für das Rheinland besonders denkwürdig ist und bleibt, noch immer besteht. Alle diese Unklarheiten zu beseitigen, ist das Brandsche Werk auch nicht in der Lage, aber es gibt jedem die Möglichkeit, sich über die Einzel-

heiten, die dokumentarisch belegt sind, selbst leicht und mühelos zu unterrichten. Und das ist an sich schon ein Genuß, wert daß man sich mit der Brandschen Sammlung bekannt macht! Denn wer hier die Reise Goethes und seiner Freunde wiedererstehen läßt, das ist kein nachherzählender Literaturhistoriker, das sind vielmehr die, welche sie selbst mitgemacht, miterlebt haben. In erster Linie Goethe, Lavater, Basedow, dann Georg Gekner, die Klettenberg, die Freifrau vom Stein, Benzler, der Begleiter Basedows, der Maler Schmoll, der Rektor Hafencamp, die Brüder Jacobi und Betti Jacobi, Jung-Stilling, Heinse, Sophie Laroche, Merck und schließlich auch Frau Rat. In Tagebucheinträgen, brieflichen Äußerungen berichten sie von dieser Reise und — damit auch von sich selbst! Die von dem Herausgeber herangezogenen Stellen sind nicht nur Bausteine im Gebäude dieser Goethereise, haben nicht nur im Rahmen der Gesamtdarstellung ihre Bedeutung, sie besitzen auch Eigenwert, sind Selbstzeugnisse, führen zu den Menschen, Männern und Frauen, von denen sie stammen, den Menschen, die den jungen Goethe, den Stürmer und Dränger, der Goeben seinen „Werther“ vollendet hatte, miterlebt haben.

Und sie leben in diesem Buche, lassen den Leser an ihrem Leben Anteil nehmen! Wie bewegt, wie anregend und wie angeregt das Geistesleben vor anderthalb Jahrhunderten an den Ufern des Rheines, in den Tälern der Lahn und der Wupper gewesen, wie der Anteil am Schaffen von Männern wie Lavater, Basedow und auch schon Goethe ein einendes Band schlang um Menschen verschiedener Gesellschaftsschichten und Stände, das verraten die hier vereinigten Dokumente. In alt-ehrwürdige Reichstädte, aufblühende Mittelpunkte des wirtschaftlichen Lebens, schlaftrüge Landstädtchen, in das bunte Treiben besuchter Badeorte, die vornehme Ruhe fürstlicher Residenzen, das prunkvolle Heim des Handelsheeren, die sagenumwobene Burg des Landadels führen diese abwechslungsreichen Aufzeichnungen, machen bekannt mit Propheten und Dichtern, Pietisten und Aufklärern, Kindern jener und dieser Welt und lassen alles in allem ein selten frisches und packendes Bild des Lebens, Denkens und Strebens in unserer rheinischen Heimat vor hundert- und fünfzig Jahren erstehen!

Was dem Herausgeber bei Zusammenstellung all dieser Dokumente zur Goethereise in zweiter Linie hat bieten wollen, das ist sein Werk tatsächlich geworden: ein rheinisches Goethebuch!

Dr. H. S.

Das Wunderhorn.

Aus dem Lande der Romantik schallen die Klänge von „Des Knaben Wunderhorn“; ins Land der Romantik, seine Zauber und seine Reize führt die Sammlung schmucker Bändchen, die der Lieber Sammlung der Freunde Arnim und Brentano den Namen entlehnt und sich „Das Wunderhorn“ nennt. Bei W. J. Mörlins in Berlin erscheint sie, Paul Alfred Merbach betreut sie und gibt sie heraus.

Leitgedanke der Sammlung ist, aus der Prosa der Romantik das herauszugreifen und leicht zugänglich zu machen, was Anspruch darauf erheben kann, typischer Ausdruck der Romantik zu sein, und darüber hinaus Leben, Kraft und Gehalt genug in sich trägt, auch heute noch im wahren Sinne des Wortes zu leben und zu wirken. Daß dieser Leitgedanke kein leeres Versprechen ist, erweisen die bis jetzt vorliegenden Bände. In ihnen ist er schon Tat geworden. Ja, die Auswahl aus den Prosaschriften der Romantiker, die in den bislang herausgebrachten zwölf Bänden vorliegt, zeigt, daß das „Wunderhorn“ nicht nur eine Sammlung von Einzelwerken aus den Tagen der Romantik darstellt, sondern daß in ihm auch eine Überschau über das Gesamt-schaffen der bedeutendsten der Romantiker geboten werden wird. Für E. T. A. Hoffmann und Wilhelm Hauff geschieht das schon in den vorliegenden zwölf Bänden. Hoffmanns dämonisch-packende Phantastik spricht aus den „Elizieren des Teufels“, aus dem Bande „Märchen“, der den „Goldenen Topf“, „Klein Zaches“ und „Die Prinzessin Brambilla“ vereint, den gut zusammengestellten „Erzählungen“ und nicht zuletzt aus „Kapellmeister Kreisler“, der alles vereinigt, was sich in Hoffmanns Schaffen auf die Gestalt Kreislers bezieht, von dem man weiß, daß er nichts anderes sein sollte als ein anderer E. T. A. Hoffmann. Neben Hoffmann stellt sich mit bisher drei Bänden Wilhelm Hauff. Von ihm sind bis jetzt erschienen seine romantische Sage „Lichtenstein“, ein Band, der die „Memoiren des Satans“ und die „Phantasiën im Bremer Ratskeller“ enthält und die „Erzählungen“, die neben der „Bettlerin vom Pont des Arts“, „Die letzten Ritter von Marienburg“ und „Das Wirtshaus im Speßart“ bringen. Außerdem umfaßt die Sammlung bis jetzt in je einem Bande Chamisso's „Peter Schlemihl“, Wilhelm Meimhofs „Bernsteinhexe“, Friedrich Schlegels „Lucinde“ mit Schleiermachers „Vertrauten Briefen über Schlegels „Lucinde“, Heinse's „Ardinghello und die glückseligen Inseln“ und Bonaventura's „Die Nachtwachen“. Alles in allem, nicht nur ein verheißungsvoller Anfang, sondern schon ein guter Schritt auf dem Wege ins romantische Land hinein, dessen köstlich duftende Blumen in diesen Blättern sprießen und blühen. Vermehrt wird der Wert der Bändchen, die jeweils eine für sich selbständige Veröffentlichung darstellen, dadurch, daß der Herausgeber sich in jedem Band in eingehender und klarer Weise zu den sachlich-persönlichen Beziehungen äußert, aus denen das Werk hervorgewachsen und zu verstehen ist.

Ein nicht gering zu wertender Vorzug dieser neuen Sammlung ist der, daß die in handlichem Format gebotenen Dichtungen ein Gewand gefunden haben, das die Lektüre dieser Bände zu einem Genuß macht und ihren an sich schon geringen Preis noch niedriger erscheinen läßt! Dr. Heino Schwarz.

Bruckner. Von Ernst Kurth. Zwei Bände in Ganzleinen 35 Mk., in Halbfranzband 42 Mk. Max Hesses Verlag, Berlin W 15.

Bruckner gehört noch immer zu den Verkannten, die die Mehrzahl der Musiker mit einem geringfügigen Lächeln abzutun sich berechtigt glaubt. Aber eines gibt hier doch gleich zu denken: unter den Unbefangenen sind wenige, die nicht zum mindesten den großen Schöpfergeist, der aus diesen gewaltigen und geheimnisvollen Klängen spricht, zu ahnen vermöchten. Hauptächlich hat eine größere Reihe von Musikschriftstellern diesen Mangel an Beachtung verschuldet — teils durch vorsätzliche Ablehnung, teils aber auch durch eine oberflächliche Anerkennung, die nicht auf innerem Verstehen beruht und daher zu den schlimmsten Fälschungen und Irrtümern führen mußte. Kurth, einer der wahrhaft Auserwählten unter den Berufenen, unternimmt es nun als einer der ersten, dem Lebenswerk des großen Sinfonikers seine eindeutige Stellung im Bereiche der Musik zu sichern. In knappen Zügen zeigt er den Lebensweg des fast immer vergebens um Anerkennung Ringenden, wobei eine große Reihe tiefgehender kulturhistorischer Fragen aufgerollt wird. Überall weist er einwandfrei nach, daß Bruckner gar nicht der beschränkte Geist gewesen ist, als den man ihn von manchen Seiten so gerne hinstellen möchte. Ganz im Gegenteil — die Nachweise über den durchaus logisch entwickelten musikalischen Aufbau lassen klar und deutlich das glatte Falsche einer derartigen Auffassung erkennen. Hier offenbart sich eine geistige und seelische Kraft, die ruhig abwarten kann, bis sie von der Allgemeinheit erkannt wird. Mag sich das traurige Schicksal Bruckners darüber auch noch einmal wiederholen! Denn Bruckner wendet sich nur an die Stillen, an die, die wie er zu den Gottsuchern gehören. Ebenso monumental wie das Brucknersche Gesamtwerk baut sich auch dies an wertvollsten Erkenntnissen überreiche Buch auf. Und es wird nicht zuletzt sein Verdienst sein, wenn dem Komponisten endlich der Ehrenplatz unter den Größten aller Zeiten eingeräumt wird, der ihm gebührt. Ein herrliches Buch, das trotz seines wissenschaftlichen Inhalts von wahrhaft dichterischem Schwung beseelt ist! Wer es liest, der muß die sichte fromme Musikersgestalt lieb gewinnen! E. J.

Deutsche Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes und der Stadt Köln. Von Theodor Böhler. 2. Teil von 1648 bis zur Gegenwart. Mit 114 Abb. Verlag J. P. Bachem, Köln. Kart. 4,20 Mk., geb. 5,20 Mk.

In seinem Vorwort schreibt der Verfasser: „Es ist notwendig, daß unser Volk mehr Geschichte liest, daß es seine Vergangenheit besser kennen lernt. Welches Volk brauchte wegen der gefährlichen Lage seines Landes inmitten Europas mehr geschichtlichen Sinn als das unsere!“ In einem knapp zusammengefaßten, aber von großer Sachkenntnis zeugenden Text, den zahlreiche geschichtliche ausgewählte Bilder unterstützen, hat Böhler zur Erreichung dieses Zweckes ein brauchbares Hilfsmittel geschaffen, das besonders für das jüngere Geschlecht sehr geeignet ist. Hin und wieder ein Einschlag von Parteilichkeit könnte vermieden werden.

Grundzüge der Deutschkunde. Von Dr. W. Hoffstaetter u. Dr. F. Panzer. Bei B. G. Teubner in Leipzig. Geb. 10 Mk.

Auf den jetzt erschienenen 1. Band sei nochmals hingewiesen, da es ein Werk von wirklich hervorragender Bedeutung ist.

Der Tod des Löwen von Juda. Dichtung und Wahrheit aus Kaiser Menelik's von Abessinien letzten Tagen. Von Dr. jur. Alfred Zintgraff, Berlin 1926. Gebrüder Paetel. Ottav 25 Bogen, geheftet 4 R.-Mk., in Ganzleinen 6 R.-Mk.

„Der Löwe hat gesiegt aus dem Stamme Juda, Menelik II. eingesetzt von Gott, König der Könige von Aethiopien“, so lautete die Einleitung aller Erlasse des 1913 an dem von der eigenen Gattin beigebrachten Gift gestorbenen größten und einzig selbständigen Herrschers des neuzeitlichen Afrika. Ein Bild seiner letzten Regierungszeit und seines hochtragischen Endes im Kampfe mit der rätselhaften und vor keiner Gewalttat zurückschreckenden Kaiserin Taitu gibt das vorliegende Buch des Abessinien aus eigenem Erleben genau kennenden Verfassers. Die Vortriebspolitik des Berliner Auswärtigen Amtes erfährt dabei eine Beleuchtung, die manche unserer früheren Fehler in besonderem Lichte erscheinen läßt. Man kann diesem Werk nur weite Verbreitung wünschen.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 10 (V. Jahrgang, Januar 1926): Das Problem der technischen Arbeitschulung. Von Dr. Paul Osthold, Gelsenkirchen. S. 1 bis 3. — Denkspruch S. 3. — Die Zukunftsentwicklung des Ruhrbezirks. Von A. Heinrichsbauer, Essen. S. 4 bis 8. — Weihnachtsplakette von Lauchhammer. S. 5. — Gedicht von Rückert. S. 8. — Die Bestimmung des Schiffsortes auf See. Von W. Wegner. S. 9 u. 10. — Über moderne Warenzeichen. Von A. Niewelstein, Düsseldorf. Mit vielen Abb. S. 10 bis 13. — Denkspruch von Fichte. S. 13. — Berichtigung bezgl. Braunkohle. S. 13. — Abseits. Novelle von Th. Storm. S. 14 bis 18. — Zu Neujahr. Gedicht von Gustav Falke. S. 15. — Kunstdruckbeilage: Denkmal des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Markt in Düsseldorf im Schnee. Zwischen S. 16 u. 17. Winterpracht im Bergwald. S. 17. — Wie entsteht eine Radiierung? Von Peter Heinzen. S. 18 u. 19. — Denkspruch. S. 19. — Theater, Kunst und Wissenschaft: Düsseldorf. S. 20 u. 21. — Dortmund. S. 21 u. 22. — Dreistädte-theater Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. S. 22 u. 23. — Werdohl. S. 23 u. 24. — Dunkler Tag. Nach einem Gemälde von Hans Seppel. S. 23. — Die neue Jugendherberge auf dem Rahlen-Allen-Berge. Mit 2 Abb. S. 24. — Bilder

aus Dintelsbühl. S. 25. — Albert Vorking. S. 26. — Verdi. S. 26. — Der Zauber Schlüssel zur Sprachkunde. S. 26. — Historie und Dichtung. S. 26 u. 27. — Dorf im Winter. Gemälde von Klein-Diebold. S. 27. — Gesolei. Feuerwehr und Luftfahrt. S. 28. — Winterlandschaft mit Hasen. S. 28. — Technische Gedentage. S. 28. — Stumme Sprachen. Von J. L. Schneider. S. 29 u. 30. — Ein Besuch der verbotenen Stadt in Peking. S. 31. — Dem Glauben treu. Erzählung von M. R. Böttcher. S. 31 bis 34. — Denkspruch von Emanuel Geibel. S. 34. — Besuch bei Madame Stael, einer Freundin der Deutschen. Von Lisbet Dill. S. 35 u. 36. — Denkspruch. S. 36. — Plauderei über Segelschiffe. Von Willi Römer. Mit 4 Abb. S. 37 bis 40. — Turnen, Sport usw.: Die Hochziele des deutschen Turnens. S. 40 u. 41. — Städte-Wettkämpfe in der Deutschen Turnerschaft. S. 41 u. 42. — Preussische Hochschule für Leibesübungen. S. 42. — Die Spielbewegung der Deutschen Turnerschaft 1925. S. 42. — Hermannslauf. S. 42. — Warum wir wandern. S. 42 u. 43. — Menschheitsaufgabe. S. 43. — Schach und Rätsel. S. 43 u. 44. — Büchermarkt. S. 45 bis 48.

Wir gestatten uns erneut darauf hinzuweisen, daß Mitteilungen jeglicher Art unpersönlich an die Schriftleitung zu richten sind mit der Anschrift: Düsseldorf, Reichsstraße 37/39.

Herausgeber: Siemens-Rheinische-Schulert-Union, G.m.b.H. Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: i. V. von Mecus, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schulert-Union M. 9.60 (Einzelheft M. 0.80) für Hefte mit zweifarbigem Umschlag; M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angeschlossene Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) von M. 14.40. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.50 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich Düsseldorf, Reichsstraße 37/39, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.